

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

30 (28.7.1935)



# Donnerstag deutscher Gastlichkeit

Gastfreundschaft ist ein Kapitel, das die zuverlässigsten und besten Zinsen trägt. Denn wer seinen Gast ehrt, erwirbt sich damit den Anspruch auf gleiche Weise geehrt zu werden, gibt damit zu erkennen, daß er Menschenwürde achtet. Von primitiven Naturvölkern bis zu hochstehenden Naturvölkern wird Gastfreundschaft als ungeschriebenes Gesetz anerkannt und Verstöße gegen dasselbe gelten als schwere Verletzung der Menschenrechte. Man weiß, daß die alten Germanen besonders gastfrei waren. „Für Gelage und Bewirtungen zeigt kein Volk so hemmungslose Neigung“, berichtet Tacitus. „Jeden-einen Menschen, wer es auch sei, vom Haupte zu weisen, gilt als Frevel; je nach Vermögen rüstet jeder dem Fremden das Mahl. Wenn das Seine verzehrt ist, weist der Gastgeber den Weg zu einem anderen Gastfreund und gibt dahin das Geleit. So treten sie ungeladen ins nächste Haus. Da liegt nichts dran: mit gleicher Freundlichkeit werden sie aufgenommen. Bekannt oder unbekannt: im Gastrecht unterscheidet man nicht.“

Das war auch nicht anders im Mittelalter. Aber jede Gastlichkeit hat ihre Grenzen. Wenn man einen Fremden freundlich aufnimmt, ihn beherbergt und bewirbt, setzt man stillschweigend voraus, daß er dieses entgegengebrachte Wohlwollen nicht mißbraucht, d. h. nicht Wochen oder Monate lang nassauert. Drei Tage sich in der Gastlichkeit zu erfreuen, hielt man gerade noch für eine angemessene Zeit, obwohl ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Den ersten Tag ein Gast, den zweiten eine Last, den dritten stinkt er fast.“ Immerhin kam es vor, solange sich noch der Verkehr von Burg zu Burg abspielte, daß der Gast auch länger verweilte, ohne dadurch dem Gastgeber zur Last zu fallen.

Diese in der Zeit des Rittertums besonders gepflegte und feinsinnig ausgebildete Gastlichkeit kam dem mit dem Erwachen der Städte aufblühenden Gaststättenwesen zugute. Auch hier herrschte der Geist der Zuverlässigkeit, freilich nun nicht mehr ohne Anspruch auf Entgelt. Man ließ sich die gute Aufnahme gebührend bezahlen. Allein die Bewirtung mußte auch ihres Lohnes würdig sein. Und darin scheint man in deutschen Ländern früh seinen Stolz gesetzt zu haben. Der vielgereiste französische Schriftsteller Montaigne, der im 16. Jahrhundert lebte und als erster eingehend das Wirtschaftswesen seiner Zeit beschrieb, räumt den deutschen Gasthöfen den Vorzug vor den französischen und italienischen ein, sowohl in bezug auf die Beherbergung wie auf die Befestigung. Er erzählt, daß er auf seiner ganzen Reise durch Deutschland kein Schlafzimmer und keinen Speisesaal gesehen habe, der nicht getäfelt gewesen wäre. Er lobt außerdem die Sauberkeit. „Wir bemerkten“, schreibt er, „niemals Spinnweben oder Schmutzspuren in allen diesen Gasthäusern,“ wobei er auf Augsburg anspielt. Samstags wurden die Treppen innen gescheuert und mit Weinzeug belegt. Ferner rühmt er die guten holzgearbeiteten Betten und vor allem die weichen Pfühle, die er hier zum erstenmal sieht. Nur vermist er die Bettvorhänge, an die er in Frankreich gewohnt ist. Was die Speisefälle anlangt, so imponieren ihm diese durch ihre



In der Burgruine Wieladungen

(Reichsbahnbild (Dr. P. Wolff))

Hörst du nicht die Angesichter  
Nach dem Schritt der Sonne drehn,  
Enzian und Orchideen  
Und der Iris blaue Lichter?

Siehst du nicht der Bienen Zug  
Nach dem wilden Kirschbaum steigen?  
Jede findet dort zu eigen  
Einen weißen Honigkrug.

Pan singt fern und Echo hier.  
Daß dein Leben sich bediene,  
Dreht mein Hals mein Haupt zu dir,  
Wie der Wind den Kelch zur Biene.

Ruth Schaumann

Größe und Ausstattung. In Basel, berichtet er, verfüge der geringste Gasthof über zwei oder drei schöne Speisefälle, die von elf Küchen bedient würden.

Montaigne unterrichtet uns auch genau über die Küchenverhältnisse in den damaligen Gasthäusern. Er preist in Süddeutschland die Abwechslung an Suppen, Saucen und Salaten und hebt außerdem den Wohlgeschmack der Speisen hervor, der kaum von der Küche des französischen Adels übertroffen werde. Aus Basel hat er uns eine ausführliche Beschreibung einer Mahlzeit hinterlassen. An jedem Tisch bediente ein Kellner. Vor dem Gedek des Gastes stand ein Becher oder silberner Pokal, der immer wieder, sobald er leer war, von neuem gefüllt wurde. Man trank den Wein jedoch ungetauft. Zu jedem Fleischgang gehörten zwei oder drei Platten. Doch wurde die Platte immer erst gereicht, nachdem die andere hinausgetragen war. „Was Tellerwechsel betrifft“, sagt Montaigne, „so besteht folgender Gebrauch: wenn das Fleisch abgetragen ist und das Obst an die Reife kommt, wird mitten auf den Tisch ein Weidenkorb oder ein großes, bemaltes Holzbrett gestellt, und darauf legt nun der Angesehnte als Erster seinen Teller: der Ehrenrang wird hierbei streng eingehalten.“ Die Teller waren meist aus Holz, doch benutzte man auch Zinnteller, ja, für besonders vornehme Gäste gab es Tafelgerät aus Silber. Infolge der großen Zahl der Gänge, dauerten die Mahlzeiten oft drei bis vier Stunden. Man ersieht aus dieser Schilderung, in welcher lässigen Form damals die Gastlichkeit der Wirtschaftler sich den Fremden darbot.

Es liegt eine eigenartig anheimelnde Stimmung über jenen altdeutschen Gaststuben, die durch die Jahrhunderte ihren ursprünglichen Charakter bewahrt haben.

Schon die in kunstvoller Schmiedearbeit gefertigten Namensschilder „Krone“, „Recht“, „Bär“, „Linde“, „Hirsch“, „Adler“ und wie sie sonst alle heißen mögen, welche an den bemalten und mit Schnitzwerk verzierten Fachwerkkassaden prangen, verheißen Solidität, Freundlichkeit und Behagen. Und betritt man erst die niedrigen, holzgetäfelten Räume mit ihren breiten farbigen Decken und Kaminen, mit den bleigefärbten Bugenscheiben und schweren Eichentischen und Bänken, tönt einem eine muntere Unterhaltung entgegen und bewillkommt einem der herzlichste Gruß eines behäbigen Wirtes, so fühlt man sich gleich von der herrschenden Gemütlichkeit in den Bann gezogen. Der gute Tropfen Wein und das wohlgepflegte Bier vom Fass tun das Ihrige, den Geist zu beschwingen und die frohe Laune zu steigern. Wer in solchen ehrwürdigen Gaststätten verkehrte — es gibt ihrer ja eine stattliche Anzahl in alten deutschen Städten — weiß die Reize dieser Gastlichkeit zu würdigen. Hier walten noch der gesunde biedere Bürgerinn einer verklungenen, dem Idyllischen und Beschaulichen zugewandten Epoche und der rasende Pulsschlag unseres technischen Zeitalter wird nur spürbar durch das Autogehupe, das von draußen hereindringt. Hier lebt noch etwas von der Tradition jener Wirtschaftsgesellschaft weiter, die Goethe in „Hermann und Dorothea“ so meisterhaft geschildert hat.

Balericus Tornius.

# Der Fluch des Duodez

## Vorposten der Nation

Baden behält seine Gestalt und seine Funktion des Zusammenschlusses oberrheinischen Raumes, der oberrheinischen Grenzmark, ein Teil des neu entstandenen Großduodez in Süddeutschland und ein Teil von besonderer Eigenart:

Baden ist recht eigentlich Duodez ohne Dynastie. Von den über 600.000 Badenern von 1815 haben nur 200.000 länger als ein Jahrzehnt die Fähringer zu ihren Landesherren, ist nur ein Bruchteil seit Generationen mit der Dynastie verbunden und mangelt der Mehrheit im neuen Baden die dynastische Tradition. Anders als in dem neuen Bayern und in dem neuen Württemberg ist in dem neuen Baden die Dynastie nicht das Herz des neuen Duodez und die Schwäche der Fürsten vollendet die Schwäche der Fürstentümer des neuen Staatsorganismus Baden. Carl Friedrich ist in den Jahren der Bildung Badens ein altertüchtiger, hinfälliger Greis nurmehr ein Schatten, sein Enten und Nachfolger Carl läßt leibhaftig seine Schloßsäle zu Magazinen unerledigter Akten und Briefe werden und ist nur die Gallionsfigur, nicht der Kapitän des Staatsschiffes; Baden wird nicht das Kind von Fürstentum und keine Fürstentat und die wichtigste Wurzel des deutschen Duodez entfällt fortan für Generationen in Baden: die dynastische Idee, der dynastische Instinkt.

Um so unheimlicher entfaltet sich die nationale Idee, der nationale Instinkt in Baden. Baden tritt an die Spitze der deutschen Bewegung im deutschen Süden. Aus Baden erklingt der erste Ruf aus dem Süden nach dem Reich. In Baden schlägt für ein halbes Jahrhundert das Herz der deutschen Nationalbewegung.

## Vaterland Deutschland

„Ein durch Eintracht starkes Deutschland ist das Ideal meiner Jugend gewesen. Was die Natur füreinander geschaffen hat, das will die Macht trennen. Aber die Natur der Dinge spottet des vergeblichen Strebens. Ich habe Deutschland im Herzen getragen, noch ehe es eine Bundesakte gab. Ich werde es im Herzen tragen, weil es mein Vaterland ist, das ich liebe.“ So der Abgeordnete von Liebenstein auf dem ersten badischen Landtag von 1819 und auf diesem Landtag und in diesem Jahre schon wird am Oberrhein der Ruf nach deutscher Rechtschaffenheit und deutscher Wirtschaftseinheit erhoben, um nie mehr zu verstummen. Mit ausdrücklicher Befundung, daß es sich um eine „deutsch-patriotische Angelegenheit“ handle, wird ein einheitliches Recht für Deutschland verlangt, und die Sprecher für „deutsch-patriotische Angelegenheiten“ treten in Baden der Wiederkehrzeit nicht aus, der Zeit der Restauration und des Partikularismus des Bundesstaates. „Die Geschichte“, wird am Abschluß dieser Epoche ein Patriot vom Oberrhein sagen, „wird es trauernd erzählen, daß nach deutscher Einheit zu streben, den Einen für unpraktisch, den Anderen für ein Verbrechen galt.“

Noch gilt insgeheim der Ausruf Karl Eugens von Württemberg: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!“ Noch regieren die deutschen Kabinette nach der Meinung eines Berliner Benjovons von 1792, daß „die Empfehlung des Patriotismus wider den Staat und die deutsche Verfassung sei“, und Metternich, Herr über Deutschland und „Schlüssel zum Thronen“ erklärt: „Mein Vaterland ist Europa“. Aber in Baden verlangt die Volksvertretung die „Vervollkommnung der organischen Entwicklung des deutschen Bundes zur bestmöglichen Förderung deutscher Nationalität“, „mehren viele am heiligen Band deutscher Nationalität“ und ist den Besten der Ausruf in der Kammer aus dem Herzen gesprochen: „Deutschland, deutsches Vaterland, deutscher Nationalgeist, deutsche Freiheit und Einheit — welchem nicht ganz entarteten Deutschen klingen diese Worte nicht an in der Brust?“

Zwar runzeln die Fürstengesandten des Bundesstaates bräunend die Stirnen. Zwar verlassen die Regierungsvorretreter bei Debatten über deutsche Einheit den Saal: aber Friedrich Daniel Wassermann aus Mannheim erklärt es zur Pflicht, „zur Erklarung des Interesses am allgemeinen großen Vaterlande das Seine beizutragen“. Als der dänische Zugriff auf Schleswig-Holstein im deutschen Volk den nationalen Stolz weckt, bringt man im Norddeutschen Reich die deutsche Vaterland aus und spricht einer der Führer in diesem Norddeutschen Reich, daß eine Zeit vorübergegangen zu sein scheint, wo man ohne Widerspruch und Widerstand das Elsaß und andere deutsche Provinzen von Deutschland abriß. Ich will Sie an die ewige Wahrheit erinnern, daß höhere und heiligere Rechte auf der Erde es nicht gibt, als das Recht, Nation zu sein.“

## Rufer zum Reich

Um das Recht der Deutschen, Nation zu sein, freitet das Deutschland am Oberrhein im Vormarsch an der Spitze der deutschen Einheitsbewegung und Wassermann ruft der Regierung zu: „Wer etwas Großes erreichen will, muß es über sich gewinnen können, im Interesse der Gesamtheit einen Teil seiner Selbständigkeit zu opfern. Ich würde gern die dreihundertachtzig Abgeordneten der badischen Kammer zusammenschmelzen lassen in drei, die dann in einem großen deutschen Parlament säßen“. Muminhaft antwortet der Minister: Die ewige Unzufriedenheit des Menschen ist die größte Feindin seines Glücks. Beschweren wir uns darüber nicht, daß uns vielleicht das schönste geworden ist, durch den Weltgründlichen Wissenschaft und echter Humanität für die Verbesserung der politischen Welt und die Erhaltung des europäischen Friedens zu wirken. Nicht Einheit, Eintracht wird uns stark machen. Und einem neuen Vorstoß entgegen er mit dem Bewusstsein, das zur schönsten Anerkennung für diese Vorkämpfer der deutschen Einigung am Oberrhein wird: „Dieser Antrag geht auf gänzliche Verwerfung des deutschen Partikularismus“.

Die Offensive gegen den Partikularismus, von Stein und den Seinen machtvoll begonnen, ist in der stillen Zeit der Restauration von dem Deutschland am Oberrhein aufgenommen worden. Im alten Reichsland ist der alte Reichsgeist wieder erwacht. Die „Deutsche Zeitung“, in ihrem Namen schon ein nationales Programm, erscheint in Heidelberg. Das „deutsche Parlament“, Symbol nationaler Einheit in dieser Zeit, gehört 1848 zu den „Mannheimer Forderungen“, die ganz Deutschland Ziel und Richtung geben und die badischen Revolutionäre von 1848 und 1849, so verweilt sie sind, bekommen bei alledem die historische Bedeutung, erste Anhänger eines deutschen Einheitsstaates zu werden.

Und der deutsche Gedanke am Oberrhein überwindet und überdauert das Geschehen von 1848. Am Vorabend von 1870 wird Baden zum Vorposten der deutschen Einheit und Einigung im deutschen Süden. Die deutsche Mission des oberrheinischen Deutschland erfährt ihre Krönung.

In der Entscheidungsschlacht um den deutschen Partikularismus sind die Deutschen am Oberrhein Heroen des Reiches.

„Die deutsche Frage hat im deutschen Volke die Macht eines infinkantigen Triebes erhalten. Man kann nicht mehr stehen bleiben und kann sie nicht zurückdrängen. Das lebt von der Selbstständigkeit der einzelnen Staaten geforderte Opfer ist die erste Preisforderung für die föderalistischen Häuser, in denen die Bedingungen deutscher Dynastien unter einer einheitlichen zentralen Leitung, geäußert, daß auch die anderen deutschen Fürstentümer ihre Tradition hätten und daß er nicht hoffe, es werde in einem deutschen Lande sich der Minister finden, der im Stande wäre, seinen Herrn zu verraten. Wir stehen mit Ihnen zur entgegengesetzten Ueberzeugung, wir unterwerfen werden den größeren Verrat gewiß nicht begehen, dem Fürsten, dem wir dienen, jemals zu raten, an Eingebung und Patriotismus zurückzulieben.“

Dieses Wort aus der badischen Kammer der 60er Jahre wird zum Motto der deutschen Politik am Oberrhein und in der badischen Volksvertretung von 1861 spricht ein Minister den Satz, der an allen Einzelheiten und in allen Einzelkabinetten mit Entsetzen gehört wird: „Ein deutscher Staatsmann hat, bezugnehmend auf die mögliche Unterordnung deutscher Dynastien unter eine einheitliche zentrale Leitung, geäußert, daß auch die anderen deutschen Fürstentümer ihre Tradition hätten und daß er nicht hoffe, es werde in einem deutschen Lande sich der Minister finden, der im Stande wäre, seinen Herrn zu verraten. Wir stehen mit Ihnen zur entgegengesetzten Ueberzeugung, wir unterwerfen werden den größeren Verrat gewiß nicht begehen, dem Fürsten, dem wir dienen, jemals zu raten, an Eingebung und Patriotismus zurückzulieben.“

# Mit den ersten Dampfbooten auf dem Neckar

Von C. J. Burkart

Als Johann Christoph Seibold, der kändige Mitarbeiter und Berichterstatter des „Morgenblattes“ für die gebildeten Stände“ am Nachmittage des 15. Juni anno 1842 in die Agentur der Dampfschiffahrt zu Heilbronn schritt, war er sich bewußt, daß er an einem Wendepunkt der Geschichte der Heimat, wenn nicht gar der ganzen Welt stand. Er sah gar lustig aus in seinem rotbraunen Brauenroß und den gelben Mantelknöpfen. Man hätte ihn für einen Verliebten oder einen Narren halten können, hätte nicht sein fluges und energisches Gesicht dagegen gesprochen. Wie er da über das holprige Pflaster ging und noch unterwegs in einigen Schritten blätterte, die ihm über die bevorstehende Neckarschiffahrt angelautet waren, ließ er unermüdet und überraschend auf den mutigen Vorkämpfer und bahnbrechenden Neuerer, den Herrn Generalagenten Uhl. Herr Uhl hatte keine Mühe gescheut und kein Hindernis gescheut, um die Dampfschiffahrt auf dem Neckar den Weg zu bahnen.

„So mei, dies ist aber gut!“, grüßte Seibold, „arad han i num gewell in d'Agentur. Wie ist mer jeh des mit dere Schiffahrt?“ Herr Uhl, ein gemandter und klätiger Belmensch, der die Dampfschiffahrt in Frankreich und England persönlich studiert hatte, bat in zuvorkommender Weise den Berichterstatter, sich logisch mit ihm auf das Büro zu begeben, wo er ihm das Bilde gerne auseinandersetzen wollte.

„Unsere beiden Neckardampfboote“, so begann Herr Uhl seine Ausführungen, „kommen aus der Fabrik des Herrn Gähde in Nantes und sind nach denselben Grundrissen gebaut wie die Dampfboote auf der Loire, Mosel und Neurhe. Das Fahrwasser dieser Flüsse ist wie das uneres Neckars an manchen Stellen sehr seicht; deshalb dürfen die Boote nur wenig Tiefgang haben und müssen dem Wasser eine möglichst große Verdrängungsfläche darbieten. Diese aber ist wieder beschränkt durch die Enge der Wasserstraßen und kann sich also bei geringer Breite hauptsächlich nur in der Länge ausdehnen.“ Seibold erfrag sich nun nach die genauen Maße und notierte sich, daß die Boote 38 Meter lang, 3 Meter breit ohne Mastkästen (6,2 mit Mastkästen) und 1,1 Meter hoch bis zum Bord seien. Daneben triftelte er noch einige andere Zahlen und Zeichen; das waren die württembergischen Maße; denn Württemberg hatte vor hundert Jahren noch nicht das allgemeine Meter- und Dezimalsystem eingeführt.

„Besteht nicht die Gefahr“, ergriff Seibold wieder die Debatte auf, „daß die schwereren Maschinen die leichten Bootswände durchdrücken und so eine Katastrophe herbeiführen?“

„Auch daran ist bei der Konstruktion gedacht worden“, erwiderte Uhl. „Um den Boote bei aller erforderlichen Leichtigkeit diejenige Festigkeit zu geben, die sie nötig haben, um der Biegung widerstehen zu können, die durch das Gewicht der Maschinen veranlaßt werden könnte, so sind die Bootswände aus wohl zusammengesetzten Tafeln von Sturzholz verfertigt und so leicht, daß die Boote ohne Last nur etwa 9 Zoll (mit einer Last von etwa 140 Zentnern gegen 11 Zoll) tief eintauchen.“

„Wie steht es nun mit den Dampfmaschinen, die dieäder dieser Boote in Bewegung setzen? Können sie nicht irgendwie explodieren oder sind aus da Vorkreuzungen getroffen, die eine Explosion unmöglich machen. Sie werden verstehen, Herr Uhl, entscheidende Seibold seine vielen Fragen, daß gerade diesen Dingen vom Publikum das lebhafteste Interesse entgegengebracht wird.“

„Gewiß, das verstehe ich vollkommen“, warf Uhl ein, „Sie würden mich ja gar zu Dank verpflichten, wenn Sie mir einiges veröffentlichten könnten, das ich mir zur Beruhigung des Publikums aufgeschreiben habe.“ Seibold nahm ein sauberlich geschriebenes Blatt entgegen und las folgendes: „Die Dampfmaschinen der beiden Neckardampfboote Wilhelm und Leopold arbeiten unter einem Druck von 1/2 Atmosphäre (d. h. mit einer Dampfkraft, die einer Quecksilbersäule von 3,1 pariser Zollen das Gleichgewicht halten würde) und unterscheiden sich dadurch von gewöhnlichen Maschinen mit niedrigerem Druck, die unter einem Druck von 1/4 Atmosphäre arbeiten (d. h. mit einer Dampfkraft, die einer 7 Zoll hohen Quecksilbersäule das Gleich-

So der Minister. So der Fürst Friedrich I., der Fahnenträger des Reiches. Friedrich I. von Baden ist ein deutscher Patriot. In seinem Empfangszimmer steht die Büste Steins, des großen Reichsrevolutionärs und Hainers des Duodez. In seinem Auftrag verfaßt seine Regierung ihren feiten Willen, der nationalen Einigung auszusprechen nachzutreten“. Mit seiner Zustimmung erklärt sein Minister: „Ich kann es nicht billigen, wenn man ein großes nationales Werk von partikularistischem Standpunkt aus kritisiert. Das wahre Opfer, das gebracht werden muß, liegt darin, daß wir darauf verzichten lernen, die großen gemeinsamen Anliegen der Nation nach unserem engen Maßstab zu messen, bei jeder Einzelheit abzumäßen, ob sie speziell für Baden mehr Vorteil oder Nachteil bringt. Der ungeheure Vorteil ist die nationale Gemeinsamkeit.“

## Strich durch die Mainlinie

Und dies sind nicht nur Worte und Baden begleitet die deutsche Einigung nicht nur mit frommen Wünschen. Es wird die große Tat Friedrichs, der badischen Regierung und des badischen Volkes, in einem entscheidenden Augenblick zur Schildwache Deutschlands gegen die „Mainlinie“ zu werden. Die Schlacht von Königgrätz, die Einigung Norddeutschlands unter Preußen, droht die Wiege einer „Mainlinie“ in Deutschland zu werden. Der Gedanke eines „Südbundes“, eines Zusammenschlusses der süddeutschen Staaten, geminnt Gestalt und dieser Südbund erfreut sich der Gunst Oesterreichs und — Frankreichs. Schon rüht man sich in Paris, eine Renaissance des Rheinbundes zu bereiten, schon wird die Scheidung Deutschlands in ein katholisches Donau- und ein protestantisches Elbe-Deutschland ein Schlagwort der politischen Diskussion — da bereitet das badische Reich alledem im Keim ein Ende. Das Deutschland am Oberrhein kennt keine Mainlinie und erkennt keine Mainlinie an.

Nur die mächtig erwachende ultramontane Bewegung (siebängelt mit dem Südbund; in seiner weiten Mehrheit strebt

das oberrheinische Deutschland nach der klaren deutschen Einheit und es ist eine historische Anerkennung, wenn Bismarck vor dem Schlußakt von 1870 einmal auspricht, Baden allein in den Norddeutschen Bund aufzunehmen, hieße „den Milchtopf abzufahren“. Dies ist ein Zeugnis der Stärke des deutschen Gedankens am Oberrhein, das seine Bestätigung in negativer Form durch den Plan Frankreichs erfährt, unter seine Kriegsziele von 1870 auch die „Annexion“ Badens, seine Streichung von der Staatenkarte aufzunehmen.

Das Wort eines Badeners aus dieser Zeit ist Wahrheit: „Nirgends mehr als hier an der äußersten Südwestecke des gemeinsamen Vaterlandes kann die Notwendigkeit eines engen Zusammenschlusses aller deutschen Stämme gefühlt werden.“

Baden hat sich, nach dem Urteil eines anderen Zeitgenossen, „tatsächlich als ein wirkliches Glied des geeinten Deutschland betrachtet, gleichviel, ob das gedruckte Wort eines Vertrags dies jetzt schon feststellt oder erst in späterer Zukunft“, und es hat einen tiefen Sinn und seine historische Gerechtigkeit, daß Friedrich I. von Baden, Friedrich der Deutsche, das erste Hoch auf den neuen deutschen Kaiser ausbringt, daß der Sprecher der Deutschen am Oberrhein als erster das neue deutsche Reich grüßt.

„Wir werden, soviel an uns ist, dazu beitragen, den allgemeinen deutschen Nationalstaat zu begründen — dieses Versprechen vom Oberrhein ist eingehalten worden und die Geschichte des Partikularismus wird am Oberrhein im Triumph des Reichsgedankens beendet. Das Deutschland am Oberrhein hat am eigenen Leib, am eigenen Schicksal den Fluch des Duodez erlebt: Solange dieses Land am deutschen Strom Reichs-Vand ist, bleibt es ein Kleinland, als Opfer der Zerrissenheit wird es ein Kleinland Deutschlands. Die Geschichte des Reichsgedankens am Oberrhein ist ein einziger historischer Beweis der Einde des deutschen Partikularismus. Ein historischer Beweis aber auch der Reichstreue und Reichstradition des oberrheinischen Deutschlands, Jahrhunderte alte Reichslehre findet heute in unserer Heimat ihre Erfüllung in dem neuen Reich, das das Todesurteil über den Partikularismus gesprochen, das den Fluch des Duodez endgültig gebannt hat, und mit Begeisterung wird das Reichsland des Ersten Reiches zum Reichsland im Dritten Reich.“

Ende

gewohnt hält). Bei einem so geringen Druck wäre die Gefahr einer Explosion an sich schon nicht bedenklich; dieselbe ist aber durch eine ebenso einfache als finstliche Vorrichtung vollends ganz beseitigt worden.“

„Nach den bisherigen Erfahrungen“, so fährt Herr Uhl in seinen Erläuterungen an das Publikum fort, „lagen allen Explosionen bei Dampfmaschinen zweierlei Ursachen zu Grunde: die erste besteht in einer graduellen Vermehrung der Expansivkraft des Dampfes, die andere in der plötzlichen Erzeugung einer großen Menge von Dämpfen, durch welche natürlich eine ebenso plötzliche Vermehrung der Spannkraft hervorgerufen wird.“ Die erste dieser Ursachen wird durch die gewöhnlichen Mittel der Sicherheitsventile beseitigt, was die andere betrifft, so haben alle bisher gegen dieselbe angewendeten Mittel sich als nutzlos erwiesen.

Eine solche plötzliche Dampferzeugung aber kann stattfinden, wenn aus Mangel an genügender Speisung die obere Kesselwand von Wasser unbedeckt bleibt und sich daher bis zur Temperatur des Siedepunktes erhitzen kann, besonders wenn der Feuer, um den zum Betrieb der Maschine erforderlichen Dampf zu erhalten, das Feuer fortwährend heizt. Wird nun in diesem Falle schnell ein Sicherheitsventil gelüftet oder ein Hahn geöffnet, so steigt das dem bisherigen Druck nicht mehr unterliegende Wasser schäumend in die Höhe, benetzt die rotglühenden Teile der Kesselwand und erzeugt plötzlich eine so große Masse von Dampf, daß die Explosion erfolgen muß.

Dieser Gefahr nun vorzubeugen, ist eine heberartig gebogene Röhre mit dem Dampfkegel in Verbindung gebracht, deren eine Schenkel mit seinem unteren offenen Ende unter das im Kessel befindliche Wasser taucht, während der andere, außerhalb des Kessels abwärts gebogene Schenkel mit der freien Luft kommuniziert. Erreicht nun die Spannkraft des Dampfes einen höheren Grad als nötig ist, so steigt das Wasser, von der erhöhten Dampfkraft getrieben, durch den einen Schenkel der Röhre in die Höhe und fließt durch den anderen ab, und zwar so lange, bis letztere nicht mehr im Wasser steht, worauf alsdann der Dampf freien Ausgang gewinnt und mit Geräusch durch die Röhre entweicht. Wenn im anderen Fall das Niveau des Wassers im Kessel aus Mangel an Speisung unter die Mündung des in den Kessel hereinreichenden Schenkels herabsinkt, so entweicht aller erzeugender Dampf durch die Röhre und gelattet also dem Wasser die erhitzte Wandfläche zu benehen und dadurch das Rotglühen derselben zu verhindern. Diese Röhre ist also ein allen an Bord befindlichen Personen zu Gebot stehendes Mittel, die Pünktlichkeit des Arbeiters, der die Speisung des Wassers zu beorgen hat, zu kontrollieren.“

„Eine Explosion“, so schließt Herr Uhl seine weitläufigen Darlegungen, „aus den bis jetzt besprochenen Ursachen ist hiernach wirklich undenklich und somit verdienen die Boote mit Recht den Namen „Les inexplosibles“ (Die Nichtexplodierbaren), den Herr Gähde ihnen gegeben hat.“

Seibold verspricht, die Ausführungen veröffentlichten zu wollen und ist voller Entzücken über das aktuelle Material für seine Zeitung. Er läßt sich über die Abfahrts- und Anlegezeiten geben, erkundigt sich über die Fahrpreise und die Fahrbedingungen und verläßt nach diesen Erkundigungen unter warmen Dankesbezeugungen die Agentur der neuen Dampfschiffahrtsgesellschaft.

Anderntags erscheint eine Sonderausgabe des „Morgenblattes“ für die gebildeten Stände“ mit der Ueberschrift: „Die Neckarschiffahrt von Heilbronn bis Heidelberg.“ In seinem Leitartikel beginnt Seibold das neue Ereignis folgendermaßen zu umreißen: „Die Dampfschiffahrt auf dem unteren Neckar hat dem Reisenden ein Thal eröffnet, das, ebenso reich an interessanten und abwechslungsreichen Ansichten als an altertümlichen Ueberresten und anziehenden Sagen gewiß bald in die Reihe der Lieblingsorte unserer Touristen eintreten wird.“ Wie recht Seibold mit dieser Prophezie hatte, können wir heute erst beurteilen, wo das Neckartal eines der besuchtesten Täler Deutschlands, ja Europas geworden ist. „Dem Reisenden“, schrieb Seibold weiter, „der auf dem neuen Reptunswagen unsere Gegend durchrauscht, wie dem Einheimischen, der sich öfter an ihren Reizen ent-

säden kann, wird der Berichterstatler willkommen sein, der ihn durch Gegenwart und Vergangenheit, durch Anschauung und Erinnerung hindurch zum geistigen Genusse einer überall anregenden Dertlichkeit führt und ihm später noch den Genuß einer wertvollen Erinnerung darbietet.“

Und nun folgte die eingehende Beschreibung der Landschaft mit ihren Schlössern und Burgen mit ihren Sagen und ihrer Geschichte; die Dampfboote waren eingehend geschildert, die Ausführungen Herrn Uhls über die Gefährlichkeit der Maschinen waren abgedruckt, die Abfahrtszeiten und die Preise waren angeführt. Die Karten, so erfuhr man weiter, werden auf dem Boote genommen. Kinder unter zwölf Jahren zahlen die Hälfte der Fahrpreise. Hunde werden nur gegen die Hälfte der Fahrpreise zugelassen und müssen während der ganzen Fahrt auf dem zweiten Verdeck angebunden bleiben. Die Bergfahrt war etwas teurer als die Talfahrt; auch hatten die diejenigen Passagiere, die die ganze Reise hin und her machen wollten, eine Preisvergünstigung und außerdem die Möglichkeit, die Rückreise zu beliebiger Zeit, jedoch innerhalb eines Jahres, anzutreten.

## Rufer am Rhein:

Sepp Schirp, Karlsruhe

## Arbeiter

Hört ihr es klingen — Stahl auf Stein  
Glocken der verkenden Faust!  
Hart läuten sie in den Tag hinein,  
Die Orgel der Arbeit braust.  
Seht ihr die Werker mit stilliger Hand  
Sie beten und leuchten still  
Und ihr Gebet ist ihr Vaterland,  
Sie wollen, was Deutschland will.

Es war weiter mitgeteilt, daß die Boote unterwegs die Ortlichsten Neckarsulm, Wimpfen, Jagstfeld, Gumbelshausen, Hagmersheim, Neckars, Gerbach, Hirschhorn, Neckargrund behrühren und daß an sämtlichen Stationen Passagiere ein- und ausgehiffert würden. In Neckars konnte der Reisende mittels Omnibus nach Mosbach und von da an nach Würzburg, Schweinfurt und Bamberg gelangen. In Gerbach sollte ein Omnibus Passagiere, die nach Frankfurt a. M. wollten, nach Müllersberg führen, wo sie dann die Maindampfboote bestiegen könnten.

So war denn für alle Reisegiele auf beste Frühroge getroffen und die Dampfboote, die nun täglich den Weg von Heilbronn nach Heidelberg nahmen, waren am Tag der Eröffnung von einer heiteren Gesellschaft erfüllt. In seinen Kabinen hatte man sich Mundvorrat mitgenommen und da und dort wurde eine Flasche Wein zirkulieren lassen. In einer Ecke des Bootes hatten sich drei Musikanten gruppiert, die mit Harfe, Gitarre und Geige und mit schönen Liedern die Fahrt angenehm wärzten. Als der Kapitän mit der Dampfmaschine das Zeichen zur Abfahrt gab, erscholl ein Jauchzen; Füßer wurden geschwenkt und Mägen in die Luft geworfen. Von den Bergen herab dröhnten Böllerhüsse. Den vielen Menschen, die am Ufer standen, traten die Tränen in die Augen, weil sie erschütterter waren von dem neuen großen Erlebnis der Technik.

Seibold aber war der lebendigste und lustigste unter den Passagieren; er wurde nicht müde, von den Einzelheiten der Schiffskonstruktion und der Organisation der Neckarschiffahrt zu erzählen.

So wurde die erste Fahrt durch das Tal der Burgen und Schlösser, durch die sanft gewellten, grün bemalten Hügel des Odenwaldes für jeden Mitfahrenden zu einem frohen Fest der Augen und des Herzens.

# Badische Bäder

Von  
A. M. Renner

## Gestein, Landschaft, Wasser

Entstehung und Herkunft der Heilquellen, früher geheimnisvoll und fagenummweben, sind heute durch die geologische Forschung ergründet. Die Gesteinskarte unserer Heimat belehrt uns über den Zusammenhang von Erdreich und Landschaftsbild. Als ewig Bewegliches durchdringt das Wasser die Tiefenschichten und formt an der Gestalt der Oberfläche. Aber auch das scheinbar Feste, das Gestein, ist Veränderungen unterworfen; in wie großer Tiefe sie sich auch vollziehen — ihre Wirkung werden wir doch inne, wir spüren sie als Erdbeben. Wo Verwerfungspalten, Verschiebungen der Gesteinsschichten den Wasser den Weg aus der Tiefe freigeben, da

von Epplingen im Odenwald ist dem Mergentheimer Wasser verwandt, nur nicht so kräftig. Im Bütachthal bei Bad Boll, im Biesental bei Hagen, Brambach und Maulburg wurden kleinere Quellen schon früh zu Bade- und Trinkkuren gebraucht. Auch die Sole von Mosbach gehört in diese Reihe.

Wichtiger aber, weil zugleich für Industrie und Handel bedeutend, wurden die künstlich erschlossenen Salzwasser, Quellen, die durch die Salzlager geleitet werden, die Salzlager anstangen und, als Sole in Bohrlochern gefördert, zu Heilzwecken wie zur Salzgewinnung dienen. Im Hügelland ist es die Saline Appenau, die das Salzlager des Gebietes ausbeutet; Pörrheim und Aafen im Schwarzwald, Donauersingen auf der Saar sind Badens bedeutende Solzbäder. Ein kleines Salzquellengebiet findet sich auch am Grenzstein, bei Rheinfelden und Wöhlen. Eine schwache Salzquelle wurde früher in Ubstadt benützt; sie entsprang den gleichen Gesteinsschichten wie die einträgliche Saline von Bruchsal.

Aus dem Grundgebirge, dem Urgestein, entspringen die eisenhaltigen Wasser, die auch Kohlenäure und Schwefelwasserstoff in geringen Mengen führen. Alle diese aus Granit und Gneis kommenden Quellen werden wegen ihrer mineralischen Substanzen fälschlich „Salzbrunnen“, in der chemischen Analyse „Sauerlinge“ genannt. Ihre Quellengebiete sind die Schwarzwaldtäler. Solche mineralischen Quellen mit schwächerem Gehalt waren die Gesundbrunnen im Rbbad bei Freiburg, in Kirnhalden im Glottertal, bei Sulzburg im Gneisgebiet. Auch die Ueberlinger Badquelle und der Heilbrunnen von Randegg im Hegau gehören hierher, wenn auch ihr Gesteinsgrund noch nicht genau bestimmt ist.

## Die Renschalbäder

Die berühmtesten Salzbrunnen unseres badischen Landes, die Renschalbäder, gehören dem Kniebismassiv an und entspringen auf kleinem Umkreis. Ihre Namen sind schon früh in der Geschichte bekannt; das Kloster Allerheiligen benützte schon im 16. Jahrhundert das Bad von Sulzbach; Antogast wird 1336 erstmals erwähnt; in Peterstal, einer Mönchsbesiedlung des 12. Jahrhunderts, wurde die heilende Kraft der Mineralquellen schon im 13. Jahrhundert durch die Ansiedler erkannt. Auch aus den Quellen von Griesbach zogen als erste die Mönche des Klosters Herrnau, das am Kniebis Besessungen hatte, Nutzen.

Ihre Blütezeit erlebten die Renschalbäder im 16. und 17. Jahrhundert, der Blütezeit des Bäderwesens überhaupt. Durch manchen Wechsel in der Herrschaft kamen die Orte in den Besitz oder unter die Oberhoheit der geistlichen Fürsten oder der adeligen Grundherren. Diese stifteten die Quellen mit zweckmäßigen Bäderanlagen, die Orte mit umfangreichen Bauten aus, erließen Bäderordnungen. Die berühmte Bäderordnung, die der Herzog von Württemberg im Jahr 1618 für Antogast herausgab, enthielt auch das Verbot religiöser Dispute während des Kuraufenthalts. Die Fürsten gewährten den Bädern, in denen Burgfrieden herrschte, ihren besonderen Schutz, gebrauchten alljährlich dort ihre Bäder- und Trinkkuren und zogen damit einen Strom von Kurgästen aller Stände herbei. Peterstal und Griesbach genossen vor den übrigen den Ruf von Modobädern. Am Anfang des 16. Jahrhunderts wurde in Peterstal, dem „welschen“ Bad, mehr französisch als deutsch gesprochen. Die welschen Gäste brachten welsche Sitten mit, und die zeitgenössischen Schriftsteller kritisierten oder beklagten die Schmelgerei und Zuchtlosigkeit, die unter dem Deckmantel der Bädetur in Wirklichkeit aller gesunden Lebensführung hobn sprach. Die Heilquellen selber wurden auf diesen Jahrmärkten der Eitelkeit gering geachtet, ihre Heilwirkung fast vergessen.

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg zerstörte die ganze Pracht; das Renschal wurde verwüstet, die Bäder lagen öde. Peterstal ward 1699 billig an das Kloster Allerheiligen verkauft; Griesbach kam 1712 an das Kloster Schuttern; dieses Kloster erwarb im 18. Jahrhundert auch Peterstal, veräußerte aber beide Bäder um die Jahrhundertmitte wieder, weil die erhofften Einkünfte ausblieben. Der Rückgang des Bäderwesens im 18. Jahrhundert ist kulturgeschichtlich begründet.

Nachdem die Unruhen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege überwunden waren, blühte mit der Kultur der Fürstenthümer das modische Bäder-

wesen wieder auf. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis des 19. Jahrhunderts verhalf den Heilquellen zu neuer Geltung. In zahlreichen Schriften veröffentlichten Gelehrte die Ergebnisse chemischer Analysen. Abhandlungen über die Heilkraft der Mineralquellen und Gebrauchsvorschriften. 1827 erschien die gereimte Kuranleitung des Arztes G. H. Behr, Ueber den Nutzen und Gebrauch des Peterstaler Gesundbrunnen.“

Von geologischen Forschungen ausgehend, erforschte man die Quellgebiete nach weiteren Wasseradern. Zu den älteren Quellen wurden neue erhoben: Peterstal erhielt 1885 zu den zwei vorhandenen zwei weitere Quellen; in Döpenau wurde 1816 eine Sauerquelle, 1843 zwei eisenhaltige Mineralquellen entdeckt. Die Schwefel- und Stahlaquellen von Freyersbach wurden 1830 erschlossen. In Griesbach fanden sich noch gegen Ende des Jahrhunderts neue Quellwasser; ihre Zahl beträgt heute im ganzen acht.

Den Renschalbädern ebenbürtig ist Rippoldsau im Wolfsthal, eine mönchliche Gründung des Mittelalters, die als Bad nicht allein durch ihre vier großen und mineralreichen Quellen, sondern auch durch ihre klimatischen Vorzüge Ruf erwarb. Landschaft und Natur, Wälder und Wasser verpenden die Heilkräfte der Erde.

## Schwefelbäder

Verhältnismäßig jung sind die Schwefelquellen des unteren Baden, am Rande der Kraichgauhügel, in Mingsheim und Langenbrücken. Unter dem Landvulk war die Langenbrücker Quelle seit langem als



Baden-Baden: Das Staatliche Inhalatorium

## Die badischen Thermen

Das Gebiet der Thermen erstreckt sich am Rande des Rheintalbrudes von Basel bis Heidelberg. Die altberühmte Therme von Badenweiler ist bei einer Temperatur von 21 Grad fast rein von mineralischen Substanzen. Einige Wasser verlieren sich in Querflüssen und Nebenschichten und kommen bei Müllheim, in beschiedeneren Bäderanlagen gefaßt,utage. Die von den Römern hochgeschätzte Bäderstadt ist mit landschaftlicher Schönheit gesegnet; diese beruht in der Vielfältigkeit der Bilder: die dunklen Tannenhänge des Blauenmalms, Hügel und Nebberge, zwischen denen die Dörfer eingebettet liegen, der weite Blick hinaus in die Ebene, hinüber zum Wasgau. Die Burgruine, der herrliche Kurpark, die Bäderanlagen, vor allem das Schwimmbaden, in das die Therme sprudelt, vereinen sich mit der Landschaft zu dem Reiz, dem Badenweiler seinen Ruhm verdankt.

Mit ihrem Quellenreichtum, ihrer milden Luft, ihrer Tradition, hat die Stadt Baden-Baden Weltruf erlangt. Der Ursprung der Quellen war immer geheimnisvoll und bietet auch der neuern Forschung eine Fülle von Problemen. Der Quellherd befindet sich unter dem Schloß, entstanden aus einer Verwerfung. Von der eigentlichen Quellpalte drückt sich das Wasser aus fast 2000 Meter Tiefe hoch und strömt am Gang des Berges an mehreren Stellen aus. In großzügigen Bäderanlagen nützen die Römer die wunderbaren Wasser aus; die Reste des Mannschaftsbadens sind heute noch zu sehen; die eines Offizierbades, das ganz aus weißem Marmor erbaut war, liegen unter dem Kirchplatz. Auf einer Gesamtfläche von rund 150 Quadratmeter entspringen etwa 20 Quellen, die insgesamt täglich etwa 1 Million Liter Wasser spenden. Kleinere Quellen rinnen in Klüften, Gängen, Höhlen; in ehemaligen römischen Drainagen sammeln sich verdickte Quellfäden. Die Wasser haben Temperaturen zwischen 64 und 69 Grad. Die seit undenklichen Zeiten gleichmäßig strömende Wassermenge erscheint wie ein unerschöpfliches Wunder der Natur. Zuweilen entfeigen dem geheimnisvollen Boden die Dämpfe der unterirdischen Heißwasser in weißen Rauchfäden.

Das 19. Jahrhundert gab mit seinen Bauwerken und Parkanlagen dem Weltbad sein äußeres Gepräge, am wirkungsvollsten da, wo Bauwerk und Landschaft eins werden. In der Trinkhalle bannen die Bilder der badischen Sagen den Zauber lebendiger Natur, die Baden-Baden und seine gestaltete Landschaft umgibt.

Eine Anzahl kleinerer Warmquellen entspringen dem Spaltensystem des Rheintalbrudes, die Quelle von Riedlingen bei Randern, von Munsingen, die aus einer Spalte des Tuniberges kommt, und die Lieder Schloßquelle am Blauen, die ebenfalls eine Verwerfungsquelle ist. Säckingen besitzt ein mineralhaltiges Wasser von 29 Grad.

In Krohingen trat 1911 eine Quelle von 42 Gradutage, die hohen Kohlenäuregehalt besitzt und zu einem Heilbad ausgebaut wurde. Als jüngster der Gesundbrunnen auf badischem Boden wurde 1918 in Heidelberg eine Radium-Solquelle entdeckt, die als Therme zugleich einen seltenen Reichtum an mineralischen Stoffen und außerdem Radium in Substanz enthält. Im Westen der Stadt erhebt sich, wenig Schritte vom Neckarfer entfernt, das 1928 erstellte Bäderhaus, das in seiner schlichten, zweckgemäßen Schönheit einen neuen Typ des modernen Zweckbaues darstellt.



Badenweiler: Deutschland südlichstes Thermalbad

sprudelt die Quellen. Sie finden ihren Weg nicht ungehemmt, oft wirkt ungeheurer Druck auf sie ein und erhöht ihre Temperatur. Nach Erdbeben nahm man wahr, daß Brunnen plötzlich warmes Wasser führten, oder daß, wie 1871 in Baden-Baden, eine warme Quelle reicher strömte, weil der Erdstoß die Quellspalte weiter geöffnet hatte.

Unsere badische Landschaft ist nach ihrem geologischen Aufbau durch den Einbruch des Rheintalgrabens und durch Verwerfungspalten reich an Quellen geworden. Die Heilkräfte dieser Wasser sind seit geschichtlicher Zeit und wohl schon früher von den Menschen erkannt und genutzt worden. Zweifach ist Art und Wirkung der Heilquellen: Thermen wirken durch ihren hohen Wärmeegrad; ihnen verwandt sind die Thermalquellen, deren Temperatur zwar unter 20 Grad liegt, die aber durch ihre Wärme mineralische Stoffe im Gestein auflösen vermögen. Durch ihren Reichtum an mineralischer Substanz üben die salinaren Quellen und die Eisen-sauerlinge (Wasser, die mit eisenhaltigen Mineralien untermischt sind) heilende Wirkung aus.

## Mineralquellen

An verschiedenen Orten in Baden entspringen salinare Wasser, die aus dem Gestein ihren natürlichen Salzgehalt nehmen; er ist aber zu schwach, um die Quelle besonders heilkräftig und dadurch berühmt zu machen. Solche Quellen erscheinen nie vereinzelt, sondern immer mehrere in einem Bezirk. Die Salzquelle

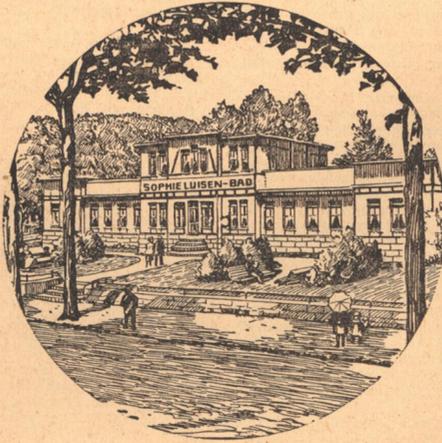


Amalienbad in Langenbrücken

heißam berühmte; Kardinal von Gutten (1742-1770) ließ 1768 die Quellen besser fassen, eine Bäderanlage errichten, einen Kanal für die Zuleitung des Wassers bauen. 1766 erschien die erste Bäderordnung, 1767 wurden Privilegien für den Bau von Bädern herausgegeben, 1768 die Verbeischrift des fürstbischöflichen Verbarztes. Nach Gutten's Tod ließ sein Nachfolger das Bad verfallen; erst 1808 wurden die Quellen wieder entdeckt und eine neue größere Anlage errichtet.



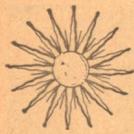
Krohingen, in den Anlagen des Bades und am Neumagen



Solbad Rappenaau



Rippoldsau: Trinkhalle



# Das Sonnenbild

Von Stry zu Eulenburg

Wenn Marina zurückachte hob sie ihre schmalen Hände. Ihre Hände waren leer. Sie schloß die Augen und begann zu zählen. Sie glaubte zehn große, prächtige und strahlende Perlen zwischen ihren Fingern abtaufen zu können. In Wahrheit war dies ein kindliches Spiel, das sie so trieb, denn die Perlen waren nichts anderes als zehn große, prächtige und strahlende Hochsommerstage, die in einer gleichenden Kette aneinandergereiht vom sengenden Monat im Hochstand der Sonne über die Erde gelegt worden waren.

Und heute war der erste Tag in dieser glanzvollen Reihe, der erste Tag, der an Freude reicher sein würde als die vergangenen, denn für heute stand ein Ereignis bevor, auf das Marina zehn lange Tage gewartet hatte.

Dies spürte sie und daran dachte Marina, während sie, ihr Frühstück fast unberührt hinterlassend, von der breiten Terrasse des Hotels aus leichtfüßig zum nahen Strand lief. Seit einem Jahr war sie verheiratet und in diesem Sommer sollte sie die ersten Ferien mit Thomas, ihrem Mann zusammen verbringen. Sie war vorausgefahren an das Meer, wichtige Geschäfte hatten Thomas noch in der Stadt zurückgehalten, aber bereits in drei Stunden würde auch er hier sein.

Drei Stunden nur noch, dachte Marina, und eine neue Zeit beginnt. Diese drei Stunden aber hatte sie sich längst schon eingeteilt. Sie wollte noch baden und dann ins Hotel zurückgehen. Ein Kleid hatte sie sich schon zurecht gelegt, das Thomas besonders an ihr liebte; so wollte sie ihm am Bahnsteig der nahen Station des kleinen Badeortes entgegenlaufen, noch bevor der Zug zum Stehen gekommen war.

Auf diesen Augenblick ihres ersten Wiedersehens freute sie sich besonders, er beglückte sie jetzt schon in seiner vollen und strahlenden Helle, da sie noch langsam dem Meer entgegen wadend immer tiefer ins Wasser kieg. Dann schwamm sie, aber nur ein paar wenige Jüge, um gleich darauf wieder an den Strand zurückzukehren. Sie wußte selbst nicht, warum sie mit einem mal keine Lust mehr verspürte Abtühlung zu finden im Wasser, einen Augenblick lang glaubte sie sogar zu frieren, während sie dann ein um so wohligeres Befagen aufsteigen fühlte, als sie lang ausgetretet im heißen Sand liegend die einzelnen harten Körner gegen ihre zarten Schultern krennen spürte. Sie schloß ihre Augen bis zu einem dünnen Spalt, durch den die pralle Sonne eine gepreßte Lichtfülle drängte. Die unendliche Fläche des Meeres schmolz zusammen in einem einzigen Strich mattblauer Farbe. Aus den dreien Wellenfämmen ängelten und brachen sich weiße Gischtflangen, begleitet in ihrer Bewegung von einem anbauernenden und gleichmäßigen Laut eines lauten und jähen Hüllens.

Wie lange Marina so dort lag in der Sonnenglut, wußte sie nicht, sie fand nicht einmal mehr die Kraft sich selbst zu prüfen ob sie träumte oder was war. Aber sie schlief nicht, denn das Meer und die Umgebung waren in ihrem Bewußtsein.

So geschah Selbstmord. Plötzlich stand vor Marina ein Mann, er beugte sich nieder zu ihr, immer tiefer, und als sein Gesicht so nahe dem ihren lag, daß Glanz und Farbe der Augen deutlich aufleuchteten, erkannte sie ihn.

„Wenn?“ fragte sie überrascht. Er nickte.

Zuerst wußte Marina nicht, in welcher Weise sie ihrem einfügen Freund begegnen sollte, sie stellte verlegen Fragen an ihn nach seinem Woher und Wohin, doch langsam fiel dann jede Befangenheit ab von ihr und sie fühlte sich ihm gegenüber in dem gleichen sanften Vertrautheit wie ebendem.

Wenn aber nicht nur zu all dem was sie vorbrachte und sagte: „Wir wollen uns freuen.“

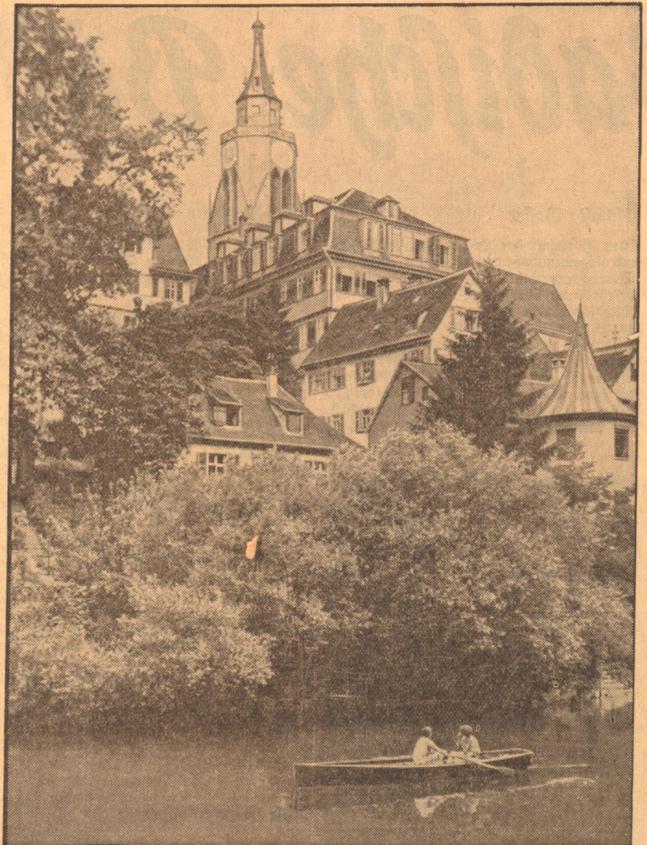
Und sie liefen einander nach, dann dem Strand entlang, lachten und tollten, wie zwei ausgelassene, frohe Kinder. Als sie ausraffeten und eng nebeneinander im heißen Sand saßen, konnte Marina die Worte ihres Geheimnisses nicht mehr zurückhalten. Sie erzählte Swenn, wie ihre Eltern fortwährend auf sie eingeredet hatten, damit sie ablassen sollte, ihn, Swenn, heiraten zu wollen um dafür dem Werben des anderen Mannes nachzugeben. Thomas, so sagten sie, ist ein wahrhaftig lieber Mann, der durch seine Position, die er sich unter den Menschen geschaffen hat, beweist, daß Verlaß ist auf ihn; dagegen Swenn, der junge Geiger, ist ein Künstler am Anfang seines schweren Lebensweges. Und — so sagten sie noch — es ist nicht einmal so sehr die Frage, ob Swenn dich wirklich und aufrichtig liebt in gleicher Weise wie Thomas, sondern, ob du selbst die Kraft und Ausdauer besitzen würdest, mit ihm zusammen alle Hindernisse zu nehmen, die sicher noch auf ihn warten werden.

Als Swenn dies gehört hatte lachte er und sagte wieder, wir wollen uns freuen.

Dann standen sie auf und stürmten ins Meer. Wir wollen schwimmen, sagte Swenn, weit, weit schwimmen. Anfangs lagen sie beide nebeneinander. Es war das Empfinden größten Glückes im sanften Auf und Ab der Bogen, wie von starken Armen hochgehoben und dann laut stehend niedergelassen, der Unendlichkeit des tiefblauen Meeres entgegen zu schwimmen, überstrahlt von der lichtesten Klarheit des Himmels. Lange schwammen sie so, als Marina den Blick umwannte und ganz fern zurück schon den Strand nur noch als weißen Strich schimmern sah. Erschrocken mahnte sie Swenn, es sei Zeit, wieder umzukehren. Der Mann jedoch lachte nur und sagte, wir wollen uns freuen. Dann deutete er nach der Sonne: Dort hin wollen wir schwimmen, nicht eher rasten, bis wir das Ziel erreicht haben!

Marina konnte diese Worte nicht verstehen. Und weil sie beim Nachdenken darüber zu viel Zeit verlor, war Swenn mit ein paar kräftigen Zügen weiter vorgezogen. Marina verlor das Verlorene aufzufinden, aber es gelang ihr nicht, im Gegenteil, der Abstand zwischen ihr und dem Manne wurde immer größer. Da fühlte Marina auf einmal die bittere Müdigkeit in ihren Gliedern, und wußte, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis ihre letzten Kräfte verbraucht sein würden.

Laut schrie sie: „Swenn!“ Der Mann war so weit entfernt, daß er sie nicht mehr hören konnte. Immer wieder schrie sie seinen Namen. Dabei hatte



Auf dem Neckar bei Tübingen

„Führer“-Archiv

sie nicht mehr die Kraft, ihren Mund schnell genug schließen zu können und eine erste Flut falsigen Wassers betäubte sie leicht. Trotzdem schrie sie noch weiter. Einmal schien es, als habe Swenn einen Laut aufgefunden. Zur Antwort hand seine Hand aus dem Wasser und deutete nach der Sonne.

Dann ging alles sehr rasch. Im klaren Bewußtsein der letzten Sekunden erkannte die Frau die Unabänderlichkeit ihres bevorstehenden Sterbens. Sie überließ sich den Wellen und sank. Einmal noch spielten die Bogen ihren kraftlosen Körper hoch — fast bis zu den Hüften stand er aus dem Wasser — in diesem Augenblick sah dann eine starke Hand ihren Arm und hielt ihn fest.

In der gleichen Sekunde schlug Marina die Augen auf. Voll Staunen erkannte sie, daß sie nicht im Wasser,

sondern immer noch am Strande im Sand unter der glühenden Sonne lag, und als ihr Blick langsam zur Hand tastete, die ihren Arm zärtlich umfangen hielt, weiter dann aufwärts suchte und so den Mann erblickte, dem diese Hand gehörte, lächelte sie befreit und zugleich demütig, als müßte sie um Verzeihung bitten.

Thomas, der vom Bahnhof geraden Weges zum Strand gekommen war, erstarrt über diesen sonderbaren Blick und fragte: „Bist Du eingeschlafen in der Sonne?“

Da nickte Marina stumm. Ihr Körper bebte ängstlich, wie der eines erschrockenen Kindes, während sie noch an das Bild dachte, das ihr im Traum begegnet war und aus dem sie jetzt vollends die Wahrheit der guten Worte ihrer Eltern erkannte. Denn Thomas — das wußte sie — würde immer an ihrer Seite bleiben und nie nach der Sonne die Hand erheben.

# Der D-Zugwagen Heini

Von Walter Persich

Die Menschen lieben es, im Umgang mit den Dingen ihres Alltags eine Vertrautlichkeit an den Tag zu legen, die oft die eigentümlichsten Blüten hervorbringt und auf fernstehende den Reiz des Unbegreiflichen ausübt. So hatte zum Beispiel ein alter Schuhmacher, den ich kannte, seinen Hammer „Wilhelm Raabe“ und seine Felle „Abu Telfan“ getauft, da er in seinem Leben nie etwas anderes als die Schriften des genannten Dichters gelesen hatte und ihm darin denn freilich das ganze Geheimnis der Welt und des Lebens aufgegangen war . . .

Kann es dann noch verwundern, wenn ein in der sommerlichen Landschaft herumtollender D-Zugwagen, der von seinen Reichsbahndirektion aus irgend wachen uns allen unbekanntem Gründen ausrangiert worden ist, sich zusehends verwandelt und schließlich noch auf den Namen „Heini“ getauft ist?

Wir scheint es lohnend, diese Geschichte zu berichten:

Ein kleiner Ort hat einen kleinen Bahnhof. Der Bahnhof besteht aus einem einzigen Gebäude mit zwei Kartenschaltern und einer Sperre. Ueber die Bahnsteige weht bei schlechtem Wetter der Regen, denn sie sind nicht überdacht. Seitlich des eigentlichen Schienenweges gibt es noch zwei Gleise, auf denen meistens leere Güterwagen auf Jüge aus der Ferne warten, denen sie zur Fahrt in die große Welt angekoppelt werden sollen. Der kleine Ort besitzt ein halbes Duzend Fabriken, die ihre Rohstoffe vom Bahnhof abholen und ihre Fertigkeiten dori wiederum anliefern müssen. Und da der kleine Ort in Deutschland liegt, ist er auf seine Geschichte stolz, denn im Ablauf der Jahrhunderte hat sich mancherlei begeben, das den Mut und die Pflichttreue seiner Bewohner bewiesen hat, und nun steht ein wichtiger Tag, an dem dieser kleine Ort fünfshundert Jahre alt wird.

Im Beginn dieses Jahres beginnen vielerlei Vorbereitungen. Man will aus allen Teilen des Reiches Fremde heranziehen. Man will die gänzlich Gelegenheiten nähern, sich näher ans Geschehen der Zeit anzukoppeln, darum werden Bauten und Verbesserungen beschlossen. Arbeiterkolonnen werden eingesetzt, um den Bahnhof

auszubauen, ihn zu überdachen, neue Zufahrtsstraßen zur Stadt zu schaffen, um vom Schienenweg Zweiglinien zu den Werken am Fluss zu bauen, damit die Güterwagen an die Fabriken herangerollt werden können.

Die Kolonne, die Schienen bauen soll, findet den D-Zugwagen Heini. Der Wagen steht auf einem kaum zehn Meter langen toten Gleis vor Freilicht. Seine Räder sind so tollig wie die Schienen, über denen er von seiner glanzvollen Vergangenheit träumt. Niemand weiß, warum er hier immer noch steht, und niemand weiß, wieso er mit einem Male Heini heißt. Die Kolonne hat ihre Arbeit begonnen. In der Frühstücksstunde hat einer gesagt:

„Mensch, bei Heini können wir doch gemütlich sitzen! Da ist es windgeschützt!“ und ist zum Wagen gegangen. Alle haben verstanden. „Heini“ ist der einsame alte Wagen, der ausgerangiert, und er wird ihr Frühstückslokal. Er wird bald mehr.

Wenn schlichte Menschen eine gute, für die ihr ursprünglich zugeordneten Zwecke nutzlos gewordene Sache entdecken, arbeitet ihr Verwertungssinn fast selbständig. In Gesprächen taucht der Plan zuerst fieberhaft auf, einer leitet ihn über zur laichlichen Erwägung und bald erscheinen zwei Vertrauensleute vor dem Bahnhofsvorstand. „Es ist wegen Heini . . . nein, wegen dem alten D-Zugwagen da, der verrottet! Unsere jungen Kerle müssen meilenweit mit ihren Kähnen fahren. Mancher hat nach der langen Arbeitslosigkeit noch kein Geld gehabt, ein Fahrrad zu kaufen und läuft zwei Stunden zu Fuß. Wir würden gemeinsam dort ein Unterkommen schaffen und hätten einen guten Platz für die Mittagspause . . .“

Die Sache muß ihren Gang gehen. Der D-Zugwagen Heini, amtlich 9748, wird zum Inhalt einer Eingabe an die Reichsbahndirektion, es dauert ein paar Wochen, bis die Akte geschlossen werden kann und die Nachricht kommt, gegen eine anderweitige nützliche Verwertung des an sich unbrauchbaren Wagens sei nichts einzuwenden, wenn damit ein sozialer Zweck erfüllt werde.

Am Feierabend gehen die Arbeiter nach ihrem harten Tagewerk nicht nach Hause. Wie sie es fertig bringen, ist eigentlich ein Wunder, aber sie schaffen den Wagen vom

toten Gleis herunter und schieben ihn in einen unbenutzten Schuttwinkel hinter dem Bahnhof in die Nähe einer Pumpe und nun geht ein Waschen los, daß der Wagen verduht mit den Scheiben blinkt und sich fürchtet, er solle in einen Dampfer umgebaut werden. Soviel Wasser wird gegen ihn losgelassen.

„Heini sieht bannig frisch aus!“ rufen die Arbeiter sich am nächsten Morgen an, wie er da so sauber und abrett steht. Merkt Farbe ist natürlich abgebröckelt, und dies und das wäre in Ordnung zu bringen, aber dazu braucht man ja nur geschickte Hände, etwas Farbe und Peil!

Die Beziehungen der Kolonne zu dem D-Zugwagen Heini werden geradezu innig. Während die Arbeit rund um den Bahnhof mächtig fortschreitet, verwandelt sich auch das Gesicht des einsamen Wagens. In den Abendstunden hantieren Arbeiter mit Farbtöpfen und Handwerkszeugen, bis er mit braunen Bänden und gelben Fensterrahmen schmutz dasteht. In seinem Innern arbeiten zwei Mann, die sich aufs Tischlerhandwerk verstehen. Bald sind die weißen Abteile umgebaut in Schlafkammern, in denen immer zwei Mann übernachten können. Ein Abteil wird eine kleine Küche, dann bleiben noch zwei, die stubenmäßig hergerichtet werden, und als der Bahnhofsvorstand einmal neugierig herüberkommt, steht er, daß der Schuttplatz sauber gepußt und umgegraben wird.

„Was soll denn das?“ will er wissen. „Wir machen einen Garten. Dann werden Blumen gepflanzt und Bänke für die Mittagspause und abends aufgestellt. Das wird schön!“

Kopfschüttelnd geht der Beamte seines Weges. Er hat so etwas noch nicht erlebt und freilich Heini nodmals mit einem seltsamen Blick.

Was die Arbeiter sich vorgenommen haben, wird vollendet. Im Spätsommer pröht schon ringsum Grün. Ein Duzend oder mehr junger Kerle haben ihr neues Quartier bezogen und machen den Eindruck glücklicher Menschen, wenn sie immer noch wieder Verbesserungen anbringen. Sogar eine fahne flattert vom Dach des Wagens in den wärmer werdenden Winden, und im Wagen ist es gemütlich. Einer hat sogar einen Radiolasten angeschafft, um den sie abends herumfischen. Draußen im Garten hat die Kolonne Bänke gemauert und sich einen kameradschaftlichen Ruheplatz geschaffen. Der D-Zugwagen Heini steht nun da, umgeben von Grün und den ersten Farben der Blumen, als wolle er sagen: endlich geht es mir wieder gut. Mir fehlt zwar die Bewegung, aber man kann nicht alles auf einmal verlangen! Der Stolz der Arbeiter sind die Rosenbüsche, die ihnen ein Baumstübenbesitzer geschenkt hat. Sie werden mit wahrer Liebe gepflegt und alle verfolgen mit Spannung das erste Knospen. Und dann schäumt es rot und pur-

purrot auf, als die Blüten sich öffnen . . . nun aber geschieht Selbstmord. In jeder Nacht verschwindet eine Rose von den Stöcken. Sie ist vorfichtig und sanber abgetrennt, und es ärgert die Kerle, daß es immer die jüngste ist, die erst aufgehen sollte. Sie beratschlagen, daß einer Wache stehen solle — und diese Wache endet mit einer mitternächtlichen Beratung im Wagen Heini, wie sie wohl in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist!

Der Arbeiter hat einen der verheirateten Kollegen erwählt, einen älteren Mann aus der Kolonne, der tagsüber immer sehr gebrückt umhergeht und prächtig bei der Schaffung des Wagen-Heims geholfen hat. Er tritt in die Abteile und steht beschämt inmitten der jungen Kerle.

„Warum hast du das gemacht?“ fragen sie wütend. „Meine Frau . . . stottert er heraus, er hat einen Sprachfehler und wirkt damit nur umso rührender und hilfloser vor ihren Blicken.“

„Was ist mit deiner Frau?“

„Sie — sie ist krank. Wir haben uns immer ein Kind gewünscht. Jetzt ist es da. Und ich habe alles Geld ausgegeben. So ein Kind braucht Windeln und Wäsche, nicht ihr. Und die Frau ist krank . . .“

„Deshalb stichst du unsere Rosen?“

„Sie liegt im Fieber — und jedesmal, wenn ich ihr eine Rose gebracht habe, hat sie gelächelt und gefogt, es wird alles gut. Gestern war sie halb besinnungslos. Aber als ich ihr mit der Rose über das heiße Gesicht strich, schlug sie die Augen auf und sagte: nun bin ich bald gesund . . . Ich möchte es euch nicht erzählen!“

Die jungen Kerle stehen da plötzlich vor einem Schicksal, von dessen Nacht sie niemals etwas geahnt haben. „Ihr . . .“ sagt der kleine Arbeiter, „habt doch vielleicht auch ein Mädel lieb. Und ihr habt doch alle eine Mutter gehabt . . .“

Was ist? Steht er plötzlich allein? Warum gehen die Kerle mit runden Rücken, einer nach dem anderen, in die Schlafkotten? Er versteht das nicht, will etwas sagen. Da packt ihn einer an der Schulter, führt ihn hinaus in den Garten vor dem D-Zugwagen Heini und tritt an die Rosenbüsche.

„Oh, was lust du!“ sagt der Alte erschreckt. „Hier!“ antwortet der junge Arbeiter und drückt ihm einen ganzen Arm voll Rosen gegen die Brust, alle, die gerade blühen. „Nimm sie mit. Sie soll gesund werden. Dir gehört das ja so gut, wie uns, und wenn die Kranke daran Freude hat . . .“

Seine Stimme verflucht. Er drückt dem Kameraden die Hand und dann verschwindet auch er im Dunkel auf der Wagentreppe. Der kleine Ehemann geht langsam hinaus in die Nacht, der Stadt entgegen, über deren Dächern es leise dämmert, und der Duft der Rosen umhüllt ihn mit der großen Güte des Feiertags und der Zuversicht, daß nun alles gut werden muß.

# Häuser der Jugend

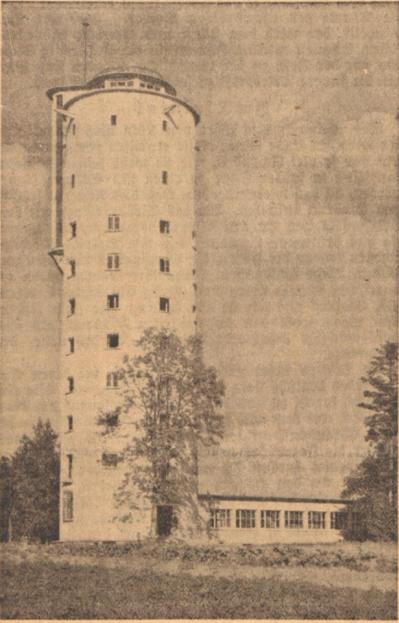
Mit Oberbannführer Baur zu den südbadischen Jugendherbergen

Unser Wagen jagt durch den Garten der Rheinebene; Obstbäume zu beiden Seiten der Straße mit tief herabhängenden Ästen. Zur Linken steigen Rebhügel an zu tanzenbestandenen Höhen; rechts dehnt sich die Ebene wie ein kariertes Tuch; fern, wie ein massiger Klotz, der Kaiserstuhl.

Radsfahrer, hintereinander gereiht, kommen uns entgegen. Es sind Jungen. Alle in kurzen Hosen; ein leichtes Sporthemd bedeckt den Oberkörper. Die hochgetriebenen Ärmel zeigen kräftige, braungebrannte Arme; braun auch die Gesichter unter blonden oder schwarzen Haarbüscheln. Auf dem Gepäckträger ist der Affe festgeschmalt, das Hochgeschirr oben drauf. Kräftig treten die Beine die Pedale.

„Das sind unsere Kunden!“, sagt Kamerad Baur, „für sie in erster Linie sind die Jugendherbergen da!“

Ein Stück Wegs weiter, im hohen Gras der Böschung, unter schattigem Baumlaub, liegen ein paar Jungen. Die festen Stöße mit den filzigen Plaketten daran, Erinnerungen an weite Wanderungen, stehen an den Baum gelehnt; das Essen wird ausgepackt.



Jugendherberge Konstanz a. B.

Vor einem Bahnhofsgebäude spendet ein Brunnen kühles Nass. Einige Mädchen, bunte Tücher zum Schutz gegen die Sonne um die Stirn gewunden, die Gesichter von Hitze und Anstrengung gerötet, umlagern ihn. Wie fein die Abkühlung! Schon sitzen sie wieder auf den Bänken. Weiter!

„Im Kaiserstuhl dort drüben, werden zwei neue Jugendherbergen erbaut; ein Tagesmarsch etwa von einander entfernt, dieses Paradies den Wanderfreudigen erschließend. Die Jugendherberge Bressach, von dem man dort die Türme sieht, ist fertiggestellt. Sie liegt unmittelbar am Rhein und soll vor allem dem Wassersport dienen. In einem besonderen Raum können Paddelboote untergebracht werden. Weitere sogenannte „Wasser-Jugendherbergen“ am Rhein sind geplant.“

Hintergarten; zerstreut liegende Gehöfte, Schwarzwaldhäuser mit weit herabreichenden Schindeldächern. Ein kühler Wind streicht über die Höhen. Noch zwanzig Minuten bis Titisee! Wie weit wird wohl der Bau der Jugendherberge Titisee, zu der vor kurzem der Grundstein gelegt wurde, fortgeschritten sein? —

Borne liegt der Bau, ragt das Gerüst an dem Gebäude auf, das umgebaut und erweitert wird. Mauern werden hochgeführt. Arbeiter krabbeln zwischen Holzstapeln umher. Die Keller sind bereits tief ausgeschachtet; an einer

Stelle mußte wegen des Felsgesteins gesprengt werden. Wir gehen durch die Räume wie durch Ruinen. Schutt liegt darin. Oben fällt Sonne herein. Der Raum, in dem wir gerade stehen, wird der Tagesraum werden, von dem aus man einen wunderschönen Blick hat weit hinaus ins Varental bis hin zu dem Maffio des Feldberges. Nicht lange mehr, so werden am Abend die jungen Herbergsgäste hier sitzen, wenn fern hinter dem König des Schwarzwaldes die Sonne blutrot sich senkt. — Doch jetzt wird noch gearbeitet, wird Stein an Stein gefügt, wachsen die Mauern, — wird die größte Jugendherberge des Badnerlandes.

An den Hängen des Varentals fahren wir entlang, kletternd langsam hoch. Die Dämmerung ist eingetreten. — Wie helle Punkte in das Dunkel getrennt, die Lichter von Todtnauberg. Still ist es. Nur fernes Rauschen; der Wasserfall. Hochgieblige, bunte Häuser ragen steil in die Straße. Im Tal gluckert die Wiefe. Oben, auf der Kruppe, eins, zwei, drei, vier Häuser; kommen näher und näher.

Jugendherberge Todtnauberg. Ein runder, feingegliedert Vorbau schließt sich an das Haus an. Eine Anzahl Jungen stehen hier, fröhlich ob der kühlen Luft, die vom Tale herauf steigt, blickend hinaus, über die schwarzdunklen Berge, hinter denen es rot flammt wie von einem großen Brand. — Abendrot und — unter einer dunklen Wolkenschicht — Alpengipfel, in rotes Licht getaucht.

Stimmengewirr aus dem Tagesraum. Zweie spielen Schach; andere unterhalten sich. Eine Gruppe BDM-Mädchen sitzt um einen großen Tisch beisammen. Die Führerin greift zur Klampfe. Ein Lied klingt auf. Nicht lange, so rücken die anderen ihre Hocker herzu. Alles sitzt im Kreis. Wieder klingen in die Nacht hinaus. Lustige bayerische und alemannische Sänge; ein Hamburger Junge spielt ein schwermütiges Lied auf dem „Schiffesklavier“.

In den zweiflügeligen Feldbetten mit den weichen Matratzen ist gut schlafen. Draußen rauschen die Tannen. Stille! —

Um so lebendiger ist das Haus am Morgen. Spritzen und Brausen in den Waschräumen; Frühmorgens in der hellen Sonne, die hinter der Kruppe heraufkommt. Auf dem Vorbau werden die Stiefel gepußt; einige, die früh weitermollen, sitzen schon beim Kaffee, der für billiges Geld an einem Schalter ausgegeben wird. Rückfäden werden überworfen. „Gute Fahrt!“

Die Höhenstraße bringt uns in das Randertal. In einen großen Bauernhof werden Räume für eine Jugendherberge eingebaut. Etwas ganz Neues! — Bauernhof und Jugendherberge zugleich. „Platzhof!“ Reht über der Tür des Wohnhauses zu lesen. Aus den Ställen brüllt Vieh. Der Bauer und die Bäuerin begrüßen uns freundlich. Wie erfrischend die kühle Milch, die uns aufgetragen wird!

Der Hof wurde von der Gemeinde Randern erworben. 13 Hektar Land, Wiefe und Felder und Obstbäume gehören mit dazu. Die Jungen und Mädchen, die hier übernachten werden, haben Gelegenheit, den Bauern und seine Arbeit kennen zu lernen, können mithelfen, bei der Ernte, in Hof und Stall; der junge Bauer, (24-Mann seit 1930), der zugleich Herbergsvater ist, wird seinen jungen Gästen gern dies und das zeigen, sie etwas in die Geheimnisse des landwirtschaftlichen Betriebes einweihen.

Jetzt wird noch umgebaut. Schöne, kleine Räume, echte Bauernstuben werden abgeteilt; ein Anbau wurde angefügt. Raum für 52 Betten und 22 Nothlager wird die Herberge enthalten. Eine Wasserleitung mußte gelegt werden; fließendes Wasser zu den Waschräumen; Dachgärten wurden aufgesetzt für die Nothlager im „Zuchgehöft“.

Sauber die Ställe und Wirtschaftsgebäude. Es ist geplant, Kurse für Jungbauern hier abzuhalten, den jungen bäuerlichen Nachwuchs theoretisch und praktisch zu schulen.

Ende August — so hofft man — kann die Jugendherberge dem Wanderverkehr erschlossen werden.

Die Ruinen von Burg Rötteln grüßen herüber. Vorrath liegt hinter uns, Säcklingen fahren wir zu.

Hinter blühenden Nolenheiden liegt die Jugendherberge, das ehemalige Arbeiterheim einer Spinnerei. Der Herbergsvater führt uns durch die Räume. Im Tagesraum, der hell und freundlich ist, nehmen gerade drei junge Studenten ihr Gepäck auf. „Wo kommt Ihr her?“ — „Aus Köln, wir wollen während unserer Semesterferien in die Schweiz, nach Zürich!“ — „Acht dem Tisch, auf dem Blumen stehen, liegen Zeitungen und Zeitschriften. Einige schwedische Zeitungen darunter, wie der Herbergsvater sagt, von zwei jungen Schweden, die hier übernachteten, zurückgelassen wurden. Einige kleine Sor-

gen hat der Herbergsvater: Ein Teil der Matratzen muß erneuert, die Wand im Tagesraum gefrischt werden. . . Alles wird sorgfältig notiert und Abhilfe versprochen; die Jugendherbergen sollen rein und sauber und einwandfrei sein.

Wunderliche Fahrt den Rhein entlang. In einem Seitenbau des Schloßens zu Lauffenburg ist die dortige Jugendherberge untergebracht. Wiederum helle, wenn auch kleine Räume. Alles blühend; eigene, stabile Möbel; hübsche Bilder an den Wänden. Von einer Nische des Tagesraumes aus sieht man hinunter auf den Strom. Schattige Laubengänge führen um das Haus; ein Springbrunnen hüpf zwischen weißen, großblättrigen Seerosen heraus. Rosen duften am Wege. Der Bürgermeister der Stadt ist mit uns heraufgegangen, in der Herberge nach dem Rechten zu sehen. Es liegt ihm sehr daran, daß die Lauffenburger Herberge tadellos in Ordnung ist. Es darf nicht heißen, sie sei nicht sauber gehalten.

Wir wenden uns nach Norden. Im Hohenwald, in der Nähe des Albis, soll — ähnlich wie bei Randern — ein Bauerngehöft zugleich Herberge der wandernden Jugend werden. Das Gehöft steht leer; eine Gefolgschaft der Hitlerjugend allein hat darin ihr Heim. Wir kennen das Haus noch nicht, wollen nunmehr sehen, ob es geeignet, wie seine landschaftliche Lage, ist, welche Bedingungen gegeben sind.

Wir sind wirklich überrascht. Ein riesiger Bau, getrennt in Wohnräume und Stallungen. Große Kachelöfen in den Stuben; die Wände frisch tapeziert; zwei Küchen, die jeweils als Wirtschafts- und Selbstkostenküche Verwendung finden könnten. Schon wird geplant. Das wird der Tagesraum, dort bekommt der Herbergsvater, der zugleich Bauer sein wird, seine Räume; hier der Waschküche, die Schlafräume; gut! —

Eine Stunde später — nachdem wir alles genau angesehen — sitzen wir bei dem Bürgermeister des naheliegenden Ortes, einem großen, schmerzlichen Hohenwälder, in der Stube. „Wir haben Interesse für den Bauernhof; wir wollen Räume für eine Jugendherberge darin einbauen; was wird die monatliche Miete kosten? — Nachdem das erste Mißtrauen überwunden, legt man sich vorläufig fest. „Die antwortenden Gemeinden werden auch nicht zurückbleiben; sie werden ein Darlehen geben, muß doch mancherlei im Haus verbessert und verändert werden. Ein Vertrag wird abgeschlossen werden und dann wird auch hier, im Hohenwald, eine Deutsche Jugendherberge die jugendlichen Gäste zu sich laden.“

## Deutsche Jugend segelt

Acht Tage mit „Kraft durch Freude“ auf der Dillsee

Zwanzig muntere Kerle, von 16 bis 25 waren wir auf der „Jutta“, einem der beiden Schoner, die mit deutschen Arbeitern die Dillsee befahren und vom Reichssportamt der NSDAP „Kraft durch Freude“ für Durchführung von Segelsportlehrgängen in Dienst gestellt worden sind.

Aus allen Berufen und aus allen Gegenden Deutschlands kamen wir zur See: Fleischer, Klempner, Verkäufer, Schlosser, Pressevertreter, Chauffeur, Angestellte . . . von der Wasserfront, von Berlin, aus Westfalen. Unser Kapitän, der Leuchtmatrose Jochen und Walter, der 16-jährige Schiffsjunge, der für unser leibliches Wohl als Emuße bedacht war, bildeten die Stammbesatzung der „Jutta“.

Unser Emuße war „ein fixer Jung“, wenn man ihn in Schmonie brachte, und das soll ja bei jungen Burden häufig so sein. Da wollen wir anderen uns gar nicht ausnehmen. Auch wir wurden von unserem Hauptling mal angeblasen, wenn es notwendig war. Sonst waren wir eine fröhliche Rasselbande, der selbst unser „Opa“, wie wir den ältesten (23jährigen) Teilnehmer nannten, zum Opfer fiel.

In unserem meistleinenen Voranzug haben wir nachdrücklich aus wie alte Seebären, besonders, wenn wir uns die Pfeife recht dekorativ in den Mund gesteckt hatten. Und wenn wir an den Tauen hingen und beim Segelmannöver mächtig in Bewegung gebracht wurden, wenn die „Jutta“ ihren Bug so tief in die See senkte, daß sie bis mittschiffs überflutet war oder wenn das schrägliegende Schiff uns zornig, stundenlang auf der Vorseite zu bleiben, dann waren wir auch richtige — Schiffe.

Im übrigen waren wir nichts als gute Kameraden. Ob wir Wache hielten, das Steuer führten, das Deck piefhauber schrubbten und uns dabei gleich die Hände säuberten, ob wir Kartoffeln schälten oder in der Küche am Kochtopf standen, die Betten machten oder das Segelwerk bedienten, das alles ging Hand in Hand. Da kam keiner drumrum und niemand hatte auch die Absicht, sich vor irgendeiner Arbeit zu drücken. Wissen Sie eigentlich, was eine Vackhaft ist? Das sind zwei Mann der Freiwilligen, für diesen Zweck auch „Bordober“ genannt. Ihre Aufgabe ist, den Koch in der Kombüse hilfsreich zur Hand zu gehen, aufzuwachen, daß ja der Braten und die Kartoffeln nicht anbrennen; sie

Aus dem tiefen Graben des Albtales mit seinen Gelsen und Tunneln kommen wir heraus nach Blasiwald. Ein holzgeschnitzter Wegweiser, ein schreitender Junge, weist den Weg: „Zur Dill“. Hinter Tannen versteckt sich das Haus, das erst 1930 erbaut wurde. Die Herbergseltern kommen uns entgegen; der Herbergsvater aus seiner Schuhmacherwerkstatt, die er noch betreibt; die Frau stellt den Besen hin, mit dem sie eben noch den hohen Treppenaufgang zu dem Haus gesäubert hat. Die Herberge sei dauernd überfüllt. „Morgen ist eine englische Gruppe, aus vierzig Mädchen bestehend, angekündigt.“ Die Pimpfe, die am Abend erwartet werden und die nicht mehr im Haus unterkommen können, werden in zwei großen Kumbzelten schlafen, die vor dem Gebäude errichtet wurden. Sie sind hoch mit Heu gefüllt. Auch darin schläft sich's gut.

Im Gang ist die Hausordnung angehängt; alles ist nach Benutzung peinlich sauber zu machen; morgens Decken ausschütteln, sich säuberlich in das Herbergsbuch eintragen. Ordnung und Sauberkeit sind hier erstes Gebot.

Die größte Besuchsziffer weist die Heidelberger Jugendherberge auf, die in einem alten, verwitterten Schloßchen untergebracht ist. Nicht allzu weit davon liegt, in das Neckartal hinabschauend, die alte Feste Dilsberg, die in ihren Mauern eine der schönsten badischen Jugendherbergen birgt. In vielen schönen Orten unserer badischen Heimat, an der Bergstraße, im Neckartal, am Rheinufer, im Schwarzwald, sind Herbergen der wandernden Jugend errichtet, — ein dichtes Netz überzieht das ganze Land. Um nur einige zu nennen: Mummelsee, Hornisgrünbe, Triberg, Hornberg, die Herbergen im Rurg- und Kinzigtal, eine der schönsten gelegenen, das Solberghaus, — und, die nach Heidelberg meist besuchteste — die Jugendherberge Konstanz, von der aus der Blick weit über den Bodensee schweift bis hin zu den Gipfeln der Alpen. — In einem kleinen Verzeichnis, vom Gau Baden des Deutschen Jugendherbergswerkes herausgegeben, sind sie alle verzeichnet. Ihr könnt wählen . . .

Mein nationalsozialistischer Geist herrscht in den Tagesräumen. Der junge Mensch, der die Herbergen aufsucht, soll erzogen werden — zu Ordnung, zu Gemeinschaftssinn, zu Sozialismus.

Deutscher Junge, deutsches Mädchen, auch wurde dieses einzigartige Werk zum Geschenk gemacht, halfet es in Ehren, schützt es, fördert es, so weit es in euren Kräften steht, — ihr verdankt ihm ja so vieles. —herj.

haben den Tisch zu decken, die hungrigen Mäuler zu stopfen, aufzuräumen, aufzuwachen, sauberzumachen u. a. m. Bei, haben wir unsere „Dover“ aber laufen lassen, mit besonderer Freude über dann, wenn das eintrat, was der Seefuchs so eine richtige Dünung nennt. Dabei flohen nämlich die Bohnen und Erbsen, oder was sonst gerade auf dem Teller lag, vom Tisch, und die arme Vackhaft mußte dann auf dem Fußboden herumtriefen. Wir verurteilten die „Dorober“ nach allen Regeln der Kunst — und am nächsten Tag hatten wir dieselbe Arbeit. Dann waren wir diejenigen, die nach Salz, Milch, Moftrich und anderen Dingen herumgejagt wurden . . . gleiche unter gleichen.

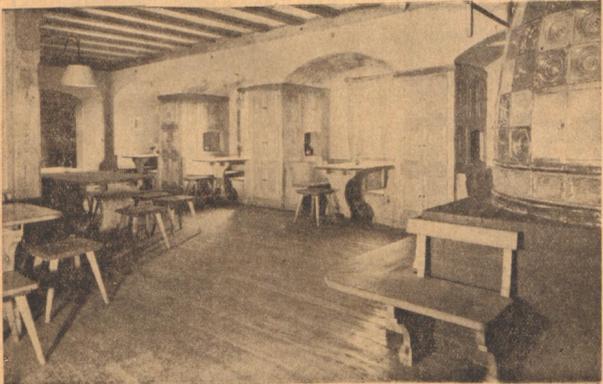


„Schiff am Wind“ Aufnahme: DAF (Dillseebad)

Manchmal haben wir uns sehr dämlich angestellt, wenn der Kapitän seine Kommandos erteilte. Statt der Pfeife heizten wir die Klau, statt nach Steuerbord rannten wir nach Backbord, und Knoten haben wir gemacht, ob, sprechen wir nicht mehr darüber. Und dann diese Nachahrdrecks! Waren das böhmische Dörfer im Anfang! Was wußten wir denn schon vom reifen, von der Schonerfahrt, von der Gasse, von der Tasse, von der Dirk und von all dem anderen Strippensang, das auf einem Schiff so herumbaumelt. Jetzt wissen wir es, denn die Praxis war unter beßer Lehrmeister. Wenn man muß, geht alles. Das ist eine alte Lebenserfahrung.

Wir haben weder Amerika noch Indien entdeckt und gesehen; wir sind nur acht Tage auf der Dillsee herumgekreuzt. Aber wir schätzten uns weit glücklicher als diese alten Seebären.

Sagt selbst, Kameraden, haben wir etwas erlebt, haben wir Spaß gehabt, haben wir uns gut erholt, haben wir was gelernt und sind wir nicht noch alle begeistert? Rudo J & r a t s c h.

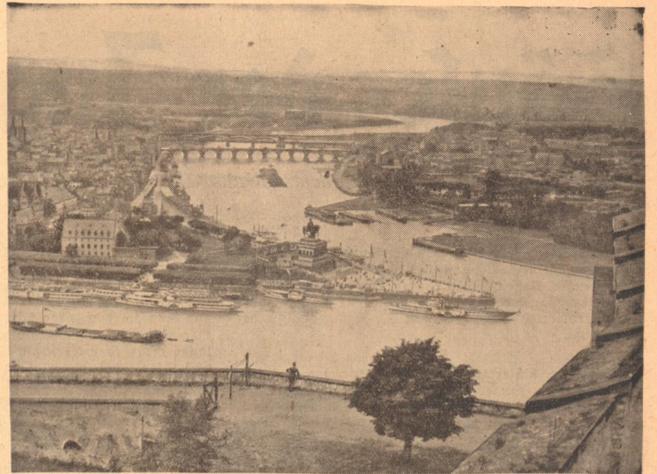


Jugendherberge Dillberg, großer Tagesraum



Jugendherberge „Michael-Heimer-Haus“

# Deutsches Land am Rhein



Das deutsche Eck bei Koblenz



Am Binger Loch

Das Ziel der Tausende, die alljährlich zu diesem berühmten Fleden deutscher Erde pilgern, ist das Nationaldenkmal bei Nidesheim. Ueber den Nebgärten der heiligen Hänge ragt aus dem Niederwald die gigantische Figur der Germania hervor, als Sinnbild deutscher Einheit die Krone weit emporhebend, dieneil ihre Linde auf dem Zeichen deutscher Stärke, dem riesigen Schwerte, ruht. Der Großartigkeit des Werkes, das hier deutsches Können schuf, vermag sich wohl kein Besucher zu entziehen, uns Deutschen aber wird der Sinn dieses Males am Rheine gerade heute wieder mit Eindringlichkeit offenbar: Ein Ausdruck des Willens zur Einheit und ein Symbol der deutschen Kraft, die aus der Einheit unseres nationalen Willens zu erwachsen vermag.

Zeit schweift der Blick über geeignete Bäume deutscher Landes am Rhein. Auf dem Strome bahnen sich die Dampfer ihren Weg rheinwärts und rheinab, gefolgt von den Hängen beladener Rähne, die sie im Schlepptau führen. Romantisch umweht die grauen Wäneren des Mäurerturmes, von dem aus heute dem Schiffer der Weg gewiesen wird durch die schmale Einfahrt am Binger Loch. Malerisch überragt die Burg Klopp die Häuser der Stadt Bingen, weit hinein reicht der Blick ins fruchtbare Rheintal bis gen Bad Kreuznach oder Bad Münster am Stein, und gen Süden zu hebt sich das Massiv des Donnerberges aus der Ebene. Rheinwärts wandert das Auge durch die gelegenen Gefilde des Rheingaus bis zu den fleißigen Städten am Main, dem goldenen Mainz und dem lebendigen Frankfurt.

## Im Rheintal

Die Heilkraft seiner radiumhaltigen Quellen hat den Auf Kreuznachs begründet. Im Kurpark sprudelt der

Ein Streifzug von Georg Hupp

Niederwald-Denkmal

Aufnahmen: „Führer“-Archiv (3) Presse-Bildzentrale (1)

Gesundbrunnen, der Binderung und Heilung bringt, an den Ufern der Nahe pilgern die Gäste durch die herrlichen Gärten. Auf der Roseninsel prangen die königlichen Mäuren in vielen Farben und erfüllen die würzige Luft mit ihrem Duft. Am Ufer des Flusses entlang führen lauschige Wege zur Väterstadt Münster am Stein. Dort treten mächtige Felsen aus Porphyrt so nahe an den Fuß heran, daß das sonst so liebliche Tal stellenweise als wildromantisch bezeichnet werden darf. Ueber die rauschende Nahe fährt uns der Kahn zum Duttental, aus dem wir den steilen Anstieg zur Ruine der Burg der Rheingrafen finden. Die Klänge einer Kapelle werden aus dem Kurpark zu uns heraufgetragen. Dort ergehen sich die Gäste auf gepflegten Wegen oder atmen die heilkräftigen Dämpfe, die an den riesigen Grabmäthern zerfließen.

## Der Hunsrück

Ich habe schon frühe in kindlicher Phantasie mir ihn ausgemalt mit seinen weiten Wäldern und unheimlichen Schluchten, in denen die Wälder der Schinderhannes ihr Unwesen trieben. Weite Waldgebiete ziehen sich auch heute noch über die welligen Hüden des Gebirges hin, so der Soonwald bei Simmern, der Idarwald auf dem Idarhof und der Wingerwald im Nordosten gegen das Rheintal zu. Herrliche Wanderwege und neuzeitliche Straßen erschließen diese gewaltigen Forste. In die Mäulen der Hochfläche des Hunsrücks schmiegen sich die freundlichen Dörfer, deren grauglänzende Schieferdächer sich kräftig herausheben aus dem Grün der Wiesen und Felder, die ringsum die Hänge säumen. In der Amisbadt Simmern erinnert noch manches alte Bauwerk an die ehemalige Bedeutung dieses lieblich gelegenen Fleckens, der sogar einmal Mittelpunkt eines selbständigen Herzogtums war, dessen Schloß durch den prachtliebenden Pfälzer Kurfürsten Karl Theodor erbaut wurde, und in dessen Gefängnisturm der bekannte Räuberhauptmann saß, nach dem der Bau heute als Schinderhannesturm im Verzeichnis der Jugendherbergen aufgeführt wird.

## Im Moseltal

Vom Hunsrück her zieht eine alte Verkehrsstraße bei Traben-Trarbach über die Mosel hinüber zur Eifel. Wer von der Bergeshöhe zum erstenmal in das Tal hinunterblickt, der ist gefangen und bezaubert von der Lieblichkeit und Schönheit dieses einzigartigen Landschaftsbildes. Gemächlich fließt die Mosel zwischen den Bergen dahin, deren Rücken sie oft in weiter Schlinge umfließt. Vom Ufer des Flusses steigen die Rebhänge hinan bis zu den walddekörnten Bergesrücken. Die

schwarzglänzenden Schieferdächer der sauberen und stillen Moseldörfer muten traut und heimelig an. In diesem Tal scheint Frohsinn, Biederkeit und der hohe Gemütslichkeit schon im Gesichte der Landschaft fließen auszudrücken. Immer wieder wird unser Auge gebannt von den lieblichen Ausblicken und Bildern, die sich hier auf-

## Die Eifel

In der Beschreibung aller Geographiebücher wird die Eifel als eine öde, unfruchtbare Hochfläche dargestellt. Tatsächlich hat es lange gedauert, bis im deutschen Volke und namentlich beim benachbarten Rheinländer der Sinn für die landschaftlichen Reize dieses eigenartigen Flecks deutscher Erde erwacht war. Doch heute zieht deutsche Jugend in Scharen durch die sommerliche Eifel um ist beglückt von den tiefen Eindrücken, die ihr die herbe Schönheit dieses Berglandes vermittelt. Nirgends ist die Eifel ein taibles Land. Wenn auch der Boden nicht mit übermäßiger Fruchtbarkeit begünstigt ward, so gibt er den bescheidenen Bauern doch so viel, als zu einem auskömmlichen Dasein nötig ist. Ja, viele Dörfer überraschen durch die lichte, freundliche Anlage ihrer Straßen, an denen behäbige Bauernhöfe von beschäidener Wohlhabenheit zeugen. Weite Wälder krönen die Rücken der Eifelberge, in lieblichen Tälern plätschern die Bächlein durch blumige Wiesen an buschigen Erlen und Weiden vorbei. Die Eifel war ein vulkanisches Land. Wo einst die Krater Feuer spien, liegen heute in träumerischer Einsamkeit die Seen, die man Moore nennt. Ueber dem Weinsfelder Maar rauschen die Wägen um das altersgraue Kirchlein, bei dem heute die Leute von Schalkenmehrer ihre Toten begraben. In bizarren Formen ragen die ehemaligen Vulkanberge aus der umgebenden Landschaft bei der Stadt Mayen heraus. Dort graben die fleißigen Bergleute den Mayener Schiefer, der überall in der Eifel und im Rheinland die Dächer der Häuser deckt, oder auf dem die deutsche Jugend ihre ersten Schreibversuche macht. Die schwarzen Straßen dieser Gegend verankern ihre Haltbarkeit der Härte des Basaltfels, der einst als glühflüssige Lava den feurigen Schlunden entquoll, während die zum Gestein verhärtete Asche als Weiberner Luff zum Bauen und zur Wildbauerei sich eignet. Aus dem Boden sprudeln die heilkräftigen Quellen, und dann, das liebliche Eifelbad, weitest mit Neuenahr, den vielen Kurorten aus aller Herren Länder Freude, Gesundheit und Erholung zu bieten.

Die Eifel ist ein romantisches Land. Auf hoher Felsenwarte grünen Burgen und Schlösser. Ueber dem felsbewehrten Städtchen Mengerskirchen ragen zwei runde stattliche Türme einfüger Ritterfeste, Daun und Altenahr liegen in lieblichen Tälern, überragt von festigen Höhen mit interessanten Ruinen. Ein Kleinod unter den Kostbarkeiten landschaftlicher Schönheiten in diesem Bergland am Rhein ist der Laacher See, dessen klarblaue Wasser zwischen waldigen Hängen plätschern, und an dessen Ufer die Kirche von Maria-Laach über die Wipfel der Bäume ragen.

## Köln am Rhein

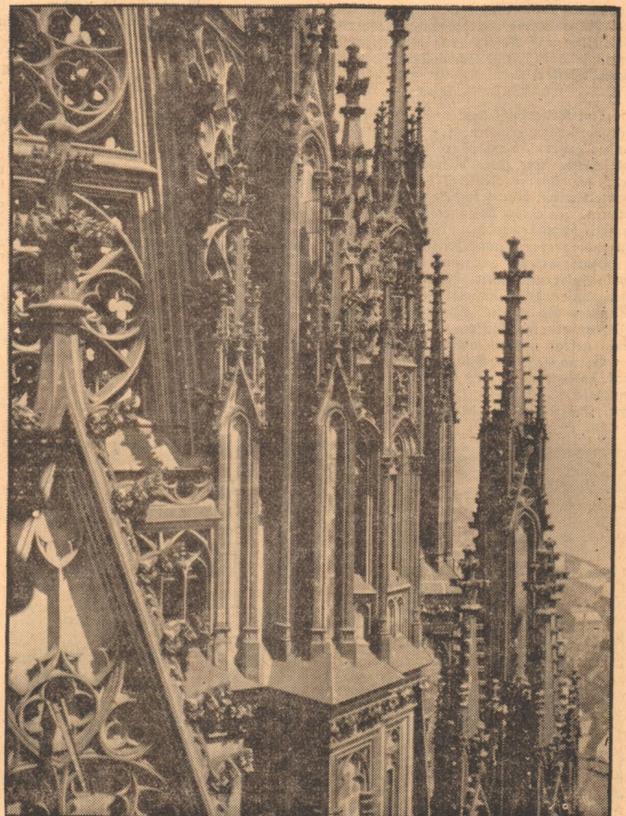
Die Stadt macht den Eindruck großer Geschäftigkeit. In den Morgenstunden und des Abends steigert sich der Verkehr in den Straßen der Stadtmitte zum Gedränge. Besonders lebhaft geht es naturgemäß auf dem Hauptmarkt, vor der großen Markthalle und am Rheinufer zu. Zwei Brücken verbinden das alte Köln mit seiner jüngeren Nachbarstadt Deutz auf dem rechten Ufer. Von hier aus hat man eigentlich den schönsten Blick auf die viel besungene Stadt. Ihre Lebensader ist der Rhein. In langen Reihen liegen im Kölner Hafen die Rähne, die ihrer Frachten ledig werden und mit neuer Ladung auf der Wasserstraße des Rheins einem neuen Ziele zuströmen. Die schmutzigen weißen Kurstdampfer der „Köln-

Düsseldorfer“ ziehen majestätisch ihre Furchen durch die Wellen des stolzen Stromes, vorbei an all den tausend Wundern landschaftlicher Schönheit, wie sie die Ufer des Rheines bergen. Die Straße, die am Kai entlang führt, ist gesäumt von einer Gruppe hochgehobelter schmaler Alt-Kölner Häuschen, die in ihren bunten Farben dem Uferbild einen malerischen Hintergrund verleihen. Hoch über dem Häusermeer der lebensfrohen Rheinstadt ragen die Türme des ehrwürdigen Domes. Wer vor ihm verweilt, der wird dem Lärm und Getriebe in besinnlichem Schauen entrückt. Ihn erfüllt ein ehrfürchtig Stannnen vor der Zeit, zu der menschliches Denken und Können die innere Triebkraft zu solchem Bauwerk fand.

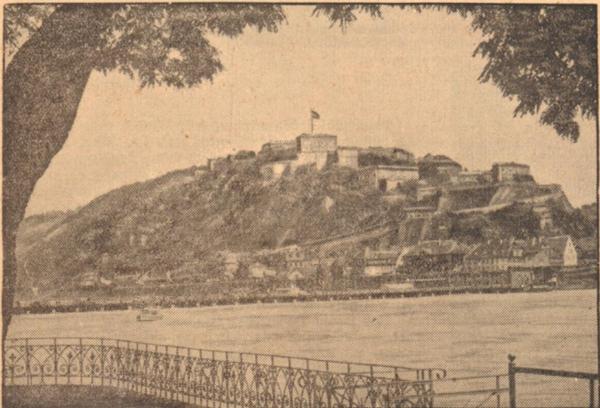
## Im Rheintal

Wer rheinwärts fährt von Köln nach Nidesheim, der wird am Ende seiner Reise ergriffen und benommen sein von so viel Schönheit, wie sie wohl keiner deutschen Landschaft in solcher Fülle zu eigen ist. Es mag schwer werden, all das wiederzugeben, was das Auge in flüchtigem Eindruck aufnahm. Wo das Siebengebirge mit dem Drachenfels eng an den Strom herantritt, da beginnt die viel besungene Romantik des Rheintales. Mächtige Burgen krönen die Höhen, ihr Gemäuer ist von Efeu und wildem Wein umwunden. Schon ihre Namen haben romantischen Klang: Burg Katz, Burg Ehrenfels, Stolzenfels, Stahleck und wie sie alle heißen. Die feste Rheinfeste macht wohl den imposantesten Eindruck als ehemals mächtige Schutzwehr deutschen Landes nahe der Westgrenze.

An Stätten führt unser Weg vorbei, bei deren Anblick jedes deutsche Herz in Ehrfurcht erschauert. Wie eindringlich spricht zu uns das mächtige Mahnmal am deutschen Eck, und dem auch heute noch imposanten Aufbau der Feste Ehrenbreitstein folgt unser Auge bis zur Spitze, auf der die Fahne des neuen Reiches weht. Die Wellen des Stromes brechen sich am Gemäuer der Pfalz am Rhein. An den Hängen reifen die Reben, die Höhen säumt ein dunkler Kranz von deutschen Wäldern. Die Dörfer und Städte liegen im Sonnenglanz und spiegeln ihre altertümlichen Fachwerkhäuser in den Fluten des Rheins. Sie sind die Perlen in dieser schmucken Kette, die das Band des Rheins um die deutsche Landschaft legt: Godesberg, Rahnstein, Andernach, Boppard, Kaub, Oberwesel, Ahmannshausen und Nidesheim. Sonnige Heiterkeit spricht aus dem Anblick der Rheinlandschaft, man spürt den Nebendunst und hört die Gläser klingen und lauscht dem frohen Gesange von Liebe und Wein am herrlichen Rhein.



Der Kölner Dom



Blick auf Ehrenbreitstein

# Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wolffbrandt, Berlin

## Dide Luft in Palästina

Viräus liegt hinter uns. Der Dampfer des Lloyd Triestino fährt nach Jaffa in See. An Bord wimmelt es von palästinafischen Juden, die ins gelobte Land auswandern, und wenn man von Piräus kommt, ist es gerade, als sei man von einem Flüchtlingslager ins andere verlegt worden. Es ist kein deutscher Jude darunter. Sie stammen fast alle aus Rumänien, Bulgarien und Griechenland. Es

ter zu den Kabinen der Touristenklasse will. Am Tage wird es gerade nicht sehr appetit- anregend, wie zwischen diesen zweifelhaften Lagerplätzen das Essen für den ganzen Tag angerichtet wird. Die Küchengerichte vermischen sich mit dem Dunst der Schlafenden, wenn nicht eine frische Brise dazwischenfegt, es wäre beim besten Willen nicht auszuhalten.

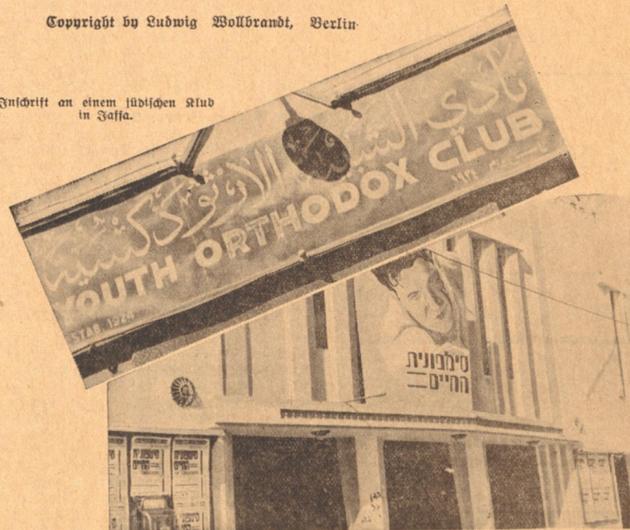
Kein Wunder, daß die Zwischendecker nach Kräften ihre Lage zu verbessern suchen. Im-

sucht, auf diesem Wege ins gelobte Land zu kommen und wohl nicht damit gerechnet, daß die Gerichte einmal ein Exempel statuieren würden. Jüdische Zeitungen, die sich über dieses Urteil stark erregten, betonen dabei, daß unter den Verurteilten auch englische Staatsangehörige gewesen seien. Kapitalisten genießen also auch in diesem Land unbedingt den Vorzug. Daran ändert auch der Zionismus nichts.

Am 2. November wurde in Palästina der 17. Jahrestag der Balfour-Deklaration gefeiert. Bekanntlich hat dieser englische Staatsmann im Jahre 1917 die Deklaration über die Einrichtung eines jüdischen Palästina gegeben, zu der die Araber heute noch sagen: „Wie kommt Balfour dazu, unser Land zu verachten.“ Auch in diesem Jahre wurde deshalb von den Arabern in Palästina die Generalkriegspartei ausgegeben, die im Zusammenhang mit großen arabischen Kundgebungen und Versammlungen stand. Die Balfour-Deklaration wird der ewige Stein des Anstoßes zwischen Juden und Arabern bleiben. Sicher ist aber, daß es eines ungeheuren Kräfteaufwandes auf englischer Seite bedarf, um solche Exzesse auf die Dauer zu verhindern. So werden Offiziere und Mannschaften ständig ausgewechselt und durch neue ersetzt, eine Methode, die England in allen Kolonien immer mit gutem Erfolg angewendet hat.

Daß aber Palästina, und hier besonders Jaffa, Haifa und Jerusalem, ein künftiges Palästina sind, wird dem neutralen Beobachter von jedem englischen Offizier und Soldat bestätigt. Nicht einmal die Unbereitschaft sind sicher vor den Auswirkungen der drohenden Ausschreitungen. So erklärten mit Isonar die deutschen bormonastischen Schwelmer, daß sie in künftiger Angst und Sorge leben, es gebe morgen weder los und sie seien froh über die englische Offiziersreinequartierung, die für sie einen großen Schutz bedeute. Bei Ausschreitungen ergäbe sich die Flucht der Demonstranten auf dieser oder jener Seite

Zutritt an einem jüdischen Klub in Jaffa.



Eine jüdische Knechtstamne in Tel Aviv



Hotel mit deutscher und hebräischer Aufschrift in Tel Aviv

Aufnahme: Jung.

ist also ein Märchen, wenn behauptet wird, die meisten Auswanderer stammten aus Deutschland. Der Grund für die Auswanderer, sich eine neue Heimat zu suchen, ist immer derselbe. Sie haben davon gehört, daß in Palästina Milch und Honig fließen sollen, und so rafften sie ihre paar Habeligkeiten zusammen und erwarben eine Schiffkarte für das Zwischendeck. Das Geschäft des Lloyd Triestino blüht. Erst vor einigen Tagen gingen ein paar Sonderfahrzeuge mit jüdischen Auswanderern nach Palästina, monatlich 5000 bis 7000 Menschen. Dieser Dampfer fährt auch Touristen, die nur der Wissenschaft halber hinüberfahren.

Keine Waschgelegenheit an Bord für die Zwischendecker. Ich sagte es schon. Da liegen sie in der Sonne des Mittelmeers, die von Tag zu Tag heißer wird, je weiter wir uns von Europa entfernen. Der Raum zwischen Touristenklasse und Zwischendeck wird mehr und mehr zum Kinderklosett. Ein Glück, daß allabendlich eine gründliche Reinigung vorgenommen werden muß, und die Choleraflagge, die hinter Stambul an unserm Schiff hochgeht, ist zwar nur eine Formschabe, aber man kann sich vorstellen, daß auf einem solchen Schiff Epidemien möglich sind. Die Zwischendecker haben alle ihr Bettzeug mitgebracht, und abends gleicht das Deck dann einem einzigen großen Heereslager. Männer, Frauen und Kinder durcheinander. Die Anordnungslosigkeit dieser Menschen steht auf derselben Stufe wie die im griechischen Flüchtlingslager.

Abends um neun Uhr ist Bordfisch. Die Weinwand wird genau über dem Vager der Zwischendecker aufgespannt. Und der grelle Lichtschein weckt Kinder und Erwachsene, die sich schon in ihre Decken gehüllt haben, um zu schlafen. In die Musik des Lautsprechers hinein schallt das Geschrei der geweckten Kinder. Die Erwachsenen haben sich aufgeföhrt und sehen sich jetzt den Film an. Wertwüchsigeweise fast lauter Waffelme, die vor sieben Jahren einmal in Deutschland liefen. Einmal läuft sogar ein Kriegsfilm, der an der österreichisch-polnischen Grenze spielt und im Mittelpunkt der Handlung steht das Schicksal einer polnischen Jüdin und eines österreichischen Offiziers. Seltsam klingt die deutsche Nationalhymne, die im Verlauf des Films gespielt wird in diesem Milieu, fern der deutschen Heimat auf der Fahrt nach Palästina.

Vom Touristendeck verschwinden Liegestühle. Einer nach dem anderen. Der Steward muß schon dabei bleiben, sonst sind sie eines Tages sämtlich von den Auswanderern requiriert, die sie als wuschelnde Lagerstätten für die langen Nächte brauchen. Eigentlich ist der Vagerplatz auf Deck nicht als Zwischendeck best. Denn ein regelrechtes Zwischendeck liegt noch eine Etage tiefer gleich hinter der Kabinen. Aus dem Dunkel der Decken lugen zwanzig verschiedene Beine heraus, an die man stößt, wenn man hinun-

mer wieder tauchen sie oben in der Touristenklasse auf und legen sich mit eht jüdischer Unbehaglichkeit in die Stühle. Der Steward hat keine liebe Not, sie in ihre Schran-



Araber müssen die Straßen in Tel Aviv fegen, Juden sind zu schade dazu

ken zu vermeiden. Nur morgens früh und gegen Abend dürfen sie hinaus und ihre Arbeit verrichten.

## Kapitalisten bevorzugt

Nicht ein einziger Kapitalist ist an Bord. Aber wie kommen sie hinüber, wenn sie weder Touristen sind noch über die tausend Pfund verfügen, die heute von jedem Einwanderungslustigen verlangt werden? Es besteht heute in Palästina ein jüdisches Komitee, das manchem mittellosen Juden, der sich in Palästina ansiedeln will, mit der erforderlichen Summe unter die Arme greift. Besonders die amerikanischen Juden haben Anstimmungen — man spricht von 5 Millionen Pfund — hinterhergeschickt, die auf der Bank von Tel Aviv liegen, ohne daß sie im Augenblick verwendet würden. Es soll ein „Notgroschen“ sein für alle Fälle. Im Faß des Touristen steht der Vermerk, daß er sich nicht länger als drei Monate in Palästina aufhalten darf. Man will damit verhindern, daß auf dem Touristenwege eingewandert wird. Als das Komitee noch nicht gebildet war, ging mancher diesen Weg und er gelangte auch zum Ziel, weil er sich nicht polizeilich zu melden brauchte.

Heute sind die Maßnahmen gegen illegale Einwanderung sehr streng. So verurteilte das Gericht in Haifa kürzlich 12 Juden, die auf illegalem Wege einwanderten, zu je einem Jahr Gefängnis und zur Ausweisung. Sie hatten übrigens zum zweitenmal ver-

in die nächstliegenden Häuser, natürlich vorwiegend in die Missionshäuser, weil sie dort in erster Linie Sicherheit zu finden glaubten. Aber dann würden die Kämpfe gerade in diesen Häusern fortgesetzt. Die Schwelmer sind



Am der Blechhammer in Jerusalem

bei den letzten großen Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern in großer Gefahr gewesen.

## Die Klagemauer

Vor der Klagemauer in Jerusalem, die im arabischen Viertel liegt, steht eine englische Schildwache, die dieses jüdische Heiligtum besonders gut beobachtet muß, weil erfahrungsgemäß die Geister hier besonders gern aufeinanderprallen. Die Klagemauer ist, praktisch genommen, in arabischem Besitz und 1929 kam es hier zu sehr schweren, blutigen Auseinandersetzungen. Die Juden beklagen hier an allen Tagen, Freitags und Samstags am meisten, den Untergang des Tempels, an dessen Stelle eine arabische Moschee steht, die von keinem Juden betreten werden darf. Das Heulen und Jammer der Betenden ist bis über die Grenzen der 48 Meier langen Mauer hörbar, und wenn irgendwo in der weiten Welt, dann ist wohl hier Aliudam am raffereinsten vertreten. Man trifft hier auf männliche und weibliche Gestalten, die aus der moaischen Zeit stammen könnten, sowohl was Tracht, Kleidung wie Typus anbelangt.

Auch der Tempelplatz vor dem Felsendom (arabische Moschee an Stelle des salomonischen Tempels) wird nicht von Juden betreten, weil sie befürchten, dem Allerheiligsten zu nahe zu kommen. Im übrigen ist dieser Platz, außer dem Felsendom, auch für die Mohammedaner eine der heiligsten Stätten — nach Mekka wohl die heiligste —. Natürlich können es die Juden nie verschmerzen, daß die Stätte in mohammedanischen Händen ist, an der einmal der jüdische Tempel gestanden hat. Auch hier mag es sich um eine ewige Reibungsfläche zwischen Juden und Arabern handeln. Der Jüdnstöß liegt also wirklich in der Luft und es bedarf nur eines Kleinen äußeren Anlasses, um ihn zur Explosion zu bringen.

## Juden und Araber

Dazu kommen noch andere Dinge. Die Araber sehen täglich mit offenen Augen, wie die Zahl der Juden wächst. Und wie sie Kapitalien anhäufen, wie sie Städte gründen,

wie sie Bauwerk auf Bauwerk firmen, wie sie sich mit Bequemlichkeiten aller Art umgeben, die der breiten arabischen Masse unbekannt sind. Am krafftesten treten die Gegenkräfte wohl gleich hinter Tel Aviv in Erscheinung. Tel Aviv ist heute die Judenstadt und wird von etwa 80000 Juden bewohnt. Sie ist mit allen Schikanen der modernen Baukunst angelegt, hat prachtvolle Wohnhäuser und Villen mit paradiesischen Gärten, hat hygienische Anlagen aller Art, verfügt über gepflegte Straßen, schöne Geschäfte, Restaurants und Cafés, gute Hotels, Knechtstammen und Cafés, an dem sich das jüdische Prachtentum fast im Sande reflektiert. An der großen Promenade sitzen die Vertreter Aliudams im Strandanzug, schlürfen ihren Mokka, bingeln unter der Sonnen-Intelligenz-Brille in das Getriebe der Stadt mit dem fatten Bewußtsein: Das gehört alles uns, das ist alles unser Werk und das wird uns noch viel mehr gehören. Wir werden die ganze Welt erobern (Welt hier gleichbedeutend mit Palästina). Was macht es, wenn in diesem eleganten Milieu ein paar jüdische Proletarier Zeitungen, Doh, Zigaretten verkaufen? Auch sie machen mit eht jüdischer Ellenbogengewalt ihr Geschäft. Viele sind darunter, die auch Kolonisten werden wollten. Aber die Arbeit war zu schwer. Man kommt zu nichts, wenn man wenig Kapital hat und nun den Kampf mit der palästinafischen Einöde aufnehmen will, mit Sand und Gestein. „Viel Steine gab's und wenig Brot.“ . . . Sie haben also wieder ihr Geschäft, die Kleinen wie die Großen, das ernährt besser seinen Mann, man bringt es schneller zu etwas. Aber — wird man sich sagen — wie lange noch und Palästina ist so gut mit Juden überfüllt, daß die Juden sich schon selbst über's Ohr haufen müssen, wenn sie es zu etwas bringen wollen. Und was dann? Besteht überhaupt die Möglichkeit, daß ein Jude den andern betrügt?

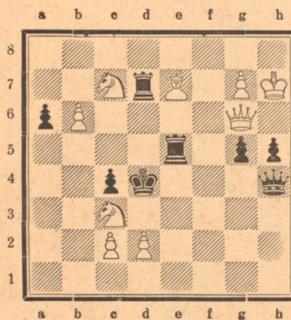
Aber um bei der Sache zu bleiben: Auch die jüdischen Proletarier haben hier ganz ordentliche Häuser, sind ganz gut untergebracht, es geht ihnen soweit ganz gut. Sofern sie sich dazu aufgeschwungen haben, ein wirkliches Handwerk zu treiben — das ist schon eher möglich, als den einfachen Landarbeiter zu spielen — dann verdient er sogar sehr gut, denn bei einem solchen Aufbauteempo werden Handwerker gesucht, gut oder schlecht spielt zunächst keine Rolle, wenn sie nur Handwerker sind und mit der Axt oder mit dem Hobel umgehen können. Diese Handwerker bringen es im Monat auf 500 Mark Einkommen, Maurer vor allen Dingen, und es werden vorläufig immer noch mehr Handwerker gebraucht. Daß bei der überaus starken Einwanderung so wenig handwerkliche Kräfte vorhanden sind, spricht gleichfalls für die alte Tatsache, daß der Jude in erster Linie zum Handelsmann geboren ist. Wo er arbeiten muß, da ist er in der Minderzahl. Manchen blieb dann allerdings nichts anders übrig, als praktisch zugreifen und mit der Hand zu arbeiten, denn jeder Schwamm saugt sich einmal voll, und wenn in einem Landstrich vorwiegend Juden wohnen, dann müssen sich diese Juden wohl oder übel dazu bequemen, sich auch auf die Berufe zu verteilen, die ihnen früher nicht genehm waren. Und in dieser Hinsicht war Palästina vielleicht eine gute Erziehung, wenn auch anfangs noch die Möglichkeit bestand, dieser Erziehung aus dem Wege zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)



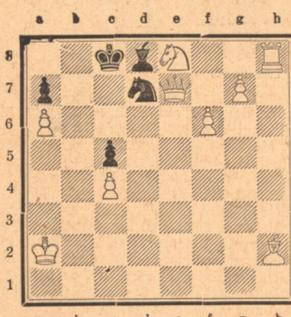
# Schach

Problem Nr. 29  
Dr. C. Valkoska  
Neue Leipz. Ztg. I. Pr. 12. 33



Matt in 3 Zügen

Problem Nr. 30  
H. Kirchner, Redaran  
„Patentkrenzbanner“ 1935



Matt in zwei Zügen

Lösungen  
Nr. 25 Holzhausen ver: Kd1, E64, Ff1, Ec5, Ba3, c2; Ka5, D7, Ed1, e5; Ba2, a6, d4 1. c2-c4! Df3 2. Dd3! 1. c4 scheidet an Df3.

Folge 30 - 28. Juli 1935  
Nr. 26 Prospijil ver: Kf7, Da3, Te4, Ec5, e8; Ff2, g4; Kd5, Dd4, La2, f6; Ff4, Bb5, c6, d7, e7, h6 1. Ec5-a4! droht Sc7+ bezim. Sc6+ 1. . . b:a 2. Sc7+, Ke4: 3. Dc3 Matt oder 1. . . Df2: 2. Sc6+, oder 1. . . Re5! 2. Sc7+, Le7: 3. Ec3 Matt oder 1. . . Dd4 2. Dc5+: Ec5: 3. Ec3 Matt 1. Sc7: scheidet an Re5!  
Nr. 27 Bartels ver: Kf3, Ff6, Re2, Bc2; Ka5, Bb7 1. Re2-a6! a. B. 1. . . b:a 2. Ke4. Richtige Lösungen: U. Speidel, Mafisch 25, 26, 27; M. Jilka, Söllingen 25, 27; G. Kaufmann, Söllingen 25, 27; E. Zuar, Söllingen 25; G. Glaser, Fautenbach 25; Mofetter, Hornberg 26, 27; aus Karlsruhe: D. Rutzhardt 25, 27; Dr. Daehn 25, 26, 27; Fr. Rühler 25; R. Amtsblätter 25; S. Seger 25; K. Verlinghof 25.

### Zwei Remispartien aus dem Achener Turnier

- Schlage Michel
- |                    |                    |
|--------------------|--------------------|
| 1. e2-e4, e7-e5    | 17. Kg1-h1, Re5-d4 |
| 2. Sa1-f3, Eb8-c6  | 18. Re3-d4, 0-0    |
| 3. Ff1-b5, a7-a6   | 19. Eb1-a3, Le6-g4 |
| 4. Vb5-a4, Ea8-f6  | 20. Dd1-e1, Lg4-f5 |
| 5. 0-0, Sf6-e4     | 21. Dc1-f2, Sc7-a5 |
| 6. d2-d4, b7-b5    | 22. Ta1-d1, Ea5-c4 |
| 7. La4-b3, d7-d5   | 23. Ea3-b1, Ff8-c8 |
| 8. d4-c5, Le8-c6   | 24. b2-b3, Te8-c6  |
| 9. c2-c3, Ff8-e7   | 25. h2-h3, Te6-h6  |
| 10. Vc1-c3, Sc6-a5 | 26. e5-e6, Dd7-c6  |
| 11. Ff3-e4, Ea5-b3 | 27. Ff1-e1, Dc6-d7 |
| 12. a2-b3, Dd8-d7  | 28. Df2-g3, Df6-g6 |
| 13. f2-f3, Sc4-c5  | 29. Dg3-h4, Fg6-h6 |
| 14. b3-b4, Sc5-b7  | 30. Df4-g3, Ff6-g6 |
| 15. f3-f4, c7-c5   | 31. Dg3-h4, Fg6-h6 |
| 16. b4-c5, Le7-c5  | 32. Df4-g3         |
- Remis.

- Brinkmann/Engels
- |                    |                     |
|--------------------|---------------------|
| 1. e2-e4, c7-c5    | 19. Ebd2-c4, Le7-g5 |
| 2. Sa1-f3, Eb8-c6  | 20. Df3-g4, Lg5-e7  |
| 3. d2-d4, c5-d4    | 21. Sc4-g3, Kg8-h8  |
| 4. Ef3-d4, Ea8-f6  | 22. Sc3-h5, Le7-f8  |
| 5. Eb1-c3, d7-d6   | 23. Te1-c3, b6-b5   |
| 6. Ff1-c4, c7-c6   | 24. Te3-g3, f7-f5   |
| 7. 0-0, Ff8-e7     | 25. Dg4-e2, Dd7-f7  |
| 8. Vc1-c3, 0-0     | 26. Ee3-f4, Df8-e8  |
| 9. Ebd4-f3, Dd8-c7 | 27. Fg3-e3, Ff8-d6  |
| 10. Dd1-e2, Le8-d7 | 28. Ff4-e6, f5-f4   |
| 11. Ta1-d1, Ff8-d8 | 29. Sc6-g5, Df7-g6  |
| 12. b2-b3, Sc6-e5  | 30. Te3-e8+, Ea8-c8 |
| 13. Le4-b3, Sc5-f3 | 31. Dc2-a6, Le8-a8  |
| 14. Dc2-f3, b7-b5  | 32. h3-h4, Dg6-h5   |
| 15. Ff1-e1, Dd7-c6 | 33. Da6-b3, Ebd6-e7 |
| 16. Le3-g5, b5-b4  | 34. Le3-a4, Te8-b8  |
| 17. Sc3-b1, Dc7-b7 | 35. Dd3-f3, Dd5-f3  |
| 18. Eb1-d2, Sf6-e4 | 36. Eg5-f3, Le7-f6  |
- Remis.



Leiter des Jugendamtes der Auslandsorganisation der NSDAP wurde Gebietsführer Heinrich Schmitz, der Leiter des Auslandsamtes der Reichsjugendführung.

## Bilder der WOCHE

Beim Segelflug-Wettbewerb auf der Rhön. Ein Segelflugzeug vom Typ „Rhönspërber“, mit dem gleich am ersten Tage eine Weltbestleistung aufgestellt wurde: Der Mannheimer Lubwig Gommann flog damit - 500 Kilometer weit! - bis nach Plesnitz in der Tschechoslowakei. (Eberis Bilderdienst, M.)



Ein Bild aus der ersten deutschen Landjugend-Schule, die von der Landesbauernschaft Pommer in dem Bauern- und Fischerdorf Lübin am Dammhagen See geschaffen wurde.

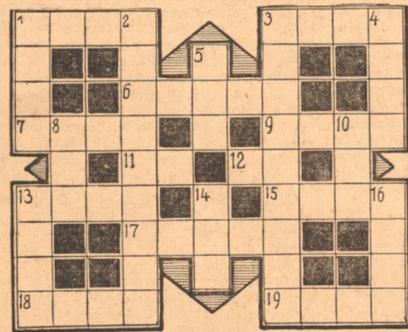
### 200 Jahre Potsdamer Garnisonkirche

Die Potsdamer Garnisonkirche, wie sie in ihrer heutigen Gestalt jeder Deutsche kennt, wurde im Jahre 1733 vollendet; sie bezeugt also in diesen Tagen ihr Jubiläum. Schon immer ein Ort großer geschichtlicher Erinnerungen, ist sie durch den Staatsakt des 21. März 1933 vollends zu einer Weibstätte preußisch-deutscher Geschichte, zu einem Nationaldenkmal des deutschen Volkes geworden.



Der 84 Meter hohe Turm, der das weltberühmte Glockenspiel trägt.

# „Rätselspiel“



Kreuzworträtsel  
Waagrecht: 1. Scheidewand, 3. schmackhafter Fisch, 6. Baum, 7. Gewicht, 9. weiblicher Vorname, 11. Zucht der italienischen Zinleiter, 12. Spielart, 13. Farbe des Kartenspiels, 15. Künstler, 17. Hülsenfrucht, 18. Spielzeug, 19. Singvogel.  
Längs: 1. Gedichtform, 2. Verkehrsmittel, 3. heilige Erscheinung, 4. niedere Tierform, 5. Nebenfluß des Neckar, 8. weiblicher Vorname, 10. Gewässer, 13. Schwert, 14. Hund, 16. Held eines Trauerspiels von Dostojewski.

### Bilderrätsel.



### Wortspiel

Es sind 9 Wörter von der Bedeutung unter a zu suchen. Von jedem Wort ist durch Umwandlung des Anfangsbuchstabens ein anderes Wort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b sollen das bezeichnen, was gern zur Sommerzeit unternommen wird.

- |                     |   |                 |
|---------------------|---|-----------------|
| Edles Getränk       | — | Glied           |
| Kirchliches Fest    | — | Blumen          |
| Gemütsregung        | — | Pflanzenteil    |
| Alttestamentl. Name | — | Käsestadt       |
| Griechische Göttin  | — | Ruhgewächs      |
| Spanischer Feldherr | — | Mittelmeerinsel |
| Altes Gewicht       | — | Land in Asien   |
| Männlicher Vorname  | — | jüdischer König |
| Rückstand           | — | Baum            |

### Gruppenrätsel

begd hdi durc eerd eich die emo emen embi erdi erng eand adur gödt hdt hdtde immi lich leich lieb lieb melb mmelr nbtm sden seli ter.  
Vorstehende Buchstabenruppen sind so zu ordnen, daß sie in sinnmäßigem Zusammenhange ein Zitat aus Schiller ergeben.

## HUMOR

**Keine Wirtschaft**  
„Der Kaffee schmeckt nach Seife.“  
„Dann ist es der Tee, der Kaffee schmeckt nach Petroleum.“  
**Schauspieler**  
„Herr Direktor, ich kann den Charakter nicht spielen.“  
„Warum denn nicht?“  
„Ephelia will sich nicht rasieren lassen.“  
**Ungefährlich**  
Ernst schlug ins eigene Bein ein Mann. Das Ganze spielt die Dittie an.

**Häuser aus Müll**  
In Berlin hat ein genialer Erfinder ein neues Verfahren entdeckt, aus Müll Häuser zu bauen.  
Endlich das Perpetuum mobile: Aus den Häusern entsteht Müll und aus dem Müll entstehen Häuser. Nur wird man in Zukunft nicht wissen, wenn ein Müllwagen vorfährt, ob der Müllkutscher kommt oder der Architekt mit seinem Material.  
Der Erfinder selbst aber wird durch seine Idee bald ein Millionär werden.  
**Kritik**  
„Wirklich, die kleine Schauspielerin hat aber eine sehr schwere Rolle.“  
„So? Aber sie hat doch nichts zu sprechen.“  
„Eben deshalb!“

### Adamson überschätzt seine Kraft

